



Nr. 30.

Erscheint Sonnabends und ist in der Post-Zeitungspreßliste unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 26. April.

Abonnementpreis bei der Post oder im Buchhandel vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Die talentvolle Frau. Novelle von Robert Misch (Schluß). — Ein Zukunftsstraum. Von Paul Richards. — Reformen in der Strafrechtspflege. Von Dr. Ludw. Jand. — Ja Mar Nordens „Evolutionstheorie der Rhetik.“ Von Dr. Paul Otto Schmidt (Schluß). — Das musterhafte Geymar. (Eine merkwürdige Geschichte aus dem Zukunftsreiche.) Von Egar Zingano. — Heinrich Heine und unsere Zeit. Eine literarhistorische Skizze von Leo Berg. — Die Vortragstunft, ein Stücklein der höheren Bildungsbewegungen. Von Dr. Adrian. — Ein neuer französischer Kunst. Von J. W. — Kleine Kritik.

Die talentvolle Frau.

Novelle
von
Robert Misch.

(Schluß.)

Im April ging Asta das Geld völlig aus. Sie mußte mehrere größere, rückständige Rechnungen begleichen, sie hatte bereits Vorschüsse auf ihre Arbeiten erhalten und wußte sich nicht mehr zu helfen. Sie vertraute sich Stillsfried an, der gerade in diesen Tagen keinen Pfennig besaß. Der großen, unbezahlten Spielschulden wegen schämte er sich, einen seiner Freunde darum zu bitten. So schrieb er denn an Delarive und setzte diesem seine ganze erbärmliche Lage auseinander, und daß er sich bereits mit dem Gedanken vertraut mache, sich nächstens eine Kugel vor den Kopf zu schießen. So ginge es nicht weiter! Arbeiten könne er unter diesen Umständen nicht; er sei einer von den Menschen, auf deren Geist der Mangel lähmend wirke. Nur, wenn ihm das Glück lächelte, könne er die Schwingen seines Genies entfalten.“ Einen Moment lang wollte er diesen Satz austreichen, aber er dachte an seine früheren Erfolge und ließ ihn stehen. Auch daß ihm Asta gleichgültig geworden, daß sie ihm eine Kette sei, die er nun sein Leben lang mit sich herumzuschleppen müsse, vertraute er dem Freunde an. Er könne sie doch jetzt, nachdem sie ihm alles geopfert, nicht in Not und Mangel im Stich lassen. Delarive möge ihm raten, was er thun solle.

Delarive schickte umgehend dreihundert Mark und ein längeres Schreiben, das eine gewaltige Erschütterung in Stillsfried hervorbrachte. Der Brief lautete:

„Lieber Junge!

Es ist alles so gekommen, wie ich es ahnte. Daß Du Asta nie geliebt hast, habe ich Dir ja schon in Wiesbaden gesagt. Das ist keine Frau, die einen Mann, wie Du es bist, auf die Dauer fesseln kann. Ich darf es Dir ja jetzt offen gestehen: sie ist überspannt, halb verrückt! Ihr geistiger Hochmut ist un-

erträglich, aber ohne jede Berechtigung. Ein Blaustrumpf, der nicht einmal Talent hat! Sie war die rechte Frau für Allenius, den einfach-biederen, etwas beschränkten Provinzialen, der in S. mit ihrem „Geist“ und ihrer „Bildung“ renommieren konnte. Man hat sie hier übrigens nie so ernst genommen, wie Du immer glaubtest. Wäre sie nicht die Frau des reichen Finanziers gewesen, hätten sich ihr die Salons nicht so willig geöffnet. Das nur nebenbei! Die Hauptsache ist jetzt: wie bekommen wir Dich wieder los? Auf kavalierrmäßige, anständige Weise natürlich, denn Du darfst Dir nichts vergeben! Und nun eine Nachricht, die Deinem ganzen Leben eine neue oder vielmehr die alte Wendung giebt! Als ich Deinen Brief empfing, hatte ich eine schlaflose Nacht, denn ich bin wahrhaftig Dein Freund, und es würde mir aufrichtig leid thun, wenn Du so jammervoll zu Grunde ginge. Und Du ginge zu Grunde, zweifle nicht daran! Ein gütiges Geschick hat es Dir erspart, mit dem Leben zu kämpfen — dafür bist Du gar nicht der richtige Mann! Endlich kam mir die Erleuchtung. Ich ging zu Deiner Frau, die krank war und mich nicht empfangen wollte. Ich ließ mich jedoch nicht abweisen und wurde schließlich vorgelassen. Ich sprach bald von Dir. Anfangs lehnte sie es ab, näher darauf einzugehen. Da sie mich aber kurz nach meiner Rückkehr in höchst diplomatischer Weise nach Dir ausgeforscht hatte, ließ ich mich nicht abschrecken. Sie rückte unruhig in dem bekannten Lehnstuhl am Kamin hin und her und biß endlich doch auf den Röder an. Als ich sie soweit hatte, las ich ihr Deinen Brief vor. Wenn Du die Wirkung davon gesehen hättest, würdest Du keinen Augenblick daran zweifeln, daß sie Dich noch immer anbetet, was ich übrigens nie bezweifelt habe. Die hellen Thränen standen ihr in den hübschen, blauen Augen, und einigemal rief sie: „Mein Gott, mein Gott, weshalb hat er mich dann verlassen?“ Ich diente ihr darauf mit der richtigen Antwort: daß jeder Mensch einmal im Leben seinen großen Schwabenschlag mache; daß Du Anregung brauchtest, die sie Dir, durch ihre frühere Kränklichkeit verhindert, nicht hätte geben können; daß Du Asta nie

wirklich geliebt, sondern daß sich bei dem geistigen Verkehr, den Ihr miteinander gepflogen, Deine entzündliche Dichterphantasie diese Liebe nur eingebildet habe. Bloß die Scham hielt Dich jetzt ab, Deine Neigung zu ihr selbst zu gestehen. Na, eigentlich ist's ja auch so! Das kleine, nette Frauchen hat sich übrigens in letzter Zeit sehr herausgemustert, Du würdest von ihrer Anmut entzückt sein. Deine vergräunte Philosophin kam sich wahrhaftig nicht mit ihr messen! Ich sprach sehr gefühlvoll, sehr rührend, das kannst Du Dir denken, — ja, ich war sogar selbst von meiner schönen Rede ergriffen, was mir noch nie passiert ist. Sie hörte mir mit weit aufgerissenen Augen zu. Um es kurz zu machen: ich kam am anderen Tage wieder, hämmerte sie vollends weich — und wenn Du ihr nun einen Brief schreibst, in dem Du daselbe in Grün sagst, wird sie in eine Zusammenkunft mit Dir willigen — etwa in Mainz oder in Frankfurt —, in der Ihr Euch vollends aussprechen könnt. Du hast sie ja doch noch immer gern! Und dann: unter uns, lieber Dichtersmann — diese sogenannte ewige Liebe! . . . Na, Du weißt ja, wie ich davon denke! Was ein Jahr nach der Hochzeit noch übrig bleibt, ist ja doch nur die Gewohnheit. Hätten Romeo und Julia als fidele Veroneser Patrizier sich heiraten dürfen, wäre es ihnen auch nicht anders ergangen. Asta wird natürlich anständig abgefunden. Allenius will zwar nichts mehr von ihr wissen, was ich ihm nicht verdenken kann (denn was ein Mann thut, darf eine Frau noch lange nicht thun!), aber er will eventuell die Scheidungsklage zurückziehen und ihr eine angemessene Jahresrente aussetzen, die sie verzehren kann, wo sie mag. Ich denke, sie wird es nach einigem Sträuben annehmen. Gewissensbisse brauchst Du Dir also nicht zu machen! Heiraten kannst Du sie ja doch nicht! Willst Du diese Kette, die Dich von der Gesellschaft absperrt, ewig mit Dir herumschleppen? Da sie Dir verhaßt ist, mache ein schnelles Ende! Du hast damals einen dummen Streich begangen und machst ihn jetzt wieder gut, voilà tout! Asta hat sich die Folgen ihres Schrittes selbst zuzuschreiben. Ihr würdet natürlich einige Jahre auf Reisen gehen. Sieh Dir die alte und die neue Welt an, sammle ganze Bände neuer Eindrücke und Erinnerungen, schicke von unterwegs Reiseskizzen an die gelesesten Berliner Blätter, damit Dein Name nicht vergessen wird, und komme dann als ein neuer Mensch zurück, um noch viel und recht Bedeutendes zu schaffen! Bis dahin ist längst Gras über die dumme Geschichte gewachsen und Asta vielleicht schon wieder verheiratet. So ein Menschenherz ist wie ein Schwamm, es wächst immer wieder nach! Adieu, mein Junge, sei gescheit und antworte mir umgehend!

Dein alter Freund

Franz Delarive.

Asta hatte den Brief gesehen und an der Aufschrift den Absender erkannt. Sie zitterte, aber sie wagte nicht, Stillfried danach zu fragen. Als er ihr Geld gab, beruhigte sie sich wieder. Delarive hatte es ihm jedenfalls mit einigen freundlichen Zeilen geschickt. Nach einigen Tagen sagte ihr der Dichter eines Morgens, daß er auf das Weingut seines reichen Bekannten eingeladen sei. Möglicherweise würde er über Nacht fortbleiben, sie solle sich keine Sorgen machen. Er war blaß, und die Hand, die er ihr reichte, zitterte, so daß sie ihn ängstlich nach seinem Befinden fragte. Er habe schlecht geschlafen; die

frische Luft würde ihm wohl thun! Damit ging er eilends fort, ohne sich noch einmal nach ihr umzusehen.

Asta beschäftigte sich wie gewöhnlich. Sie arbeitete angestrengt bis zum Mittagessen, das sie schnell und flüchtig bereitete. Dann machte sie einen kurzen Spaziergang und setzte sich wieder an den Tisch im Wohnzimmer, an dem sie gewöhnlich schrieb. Die anhaltende Arbeit betäubte wenigstens die quälenden Gedanken. Aber heute bedrückte sie der Gram so stark, daß sie nicht weiterschreiben konnte. Sie nahm ein Buch und versuchte zu lesen — es ging nicht! Immer wieder flogen ihre Gedanken zu ihm. In weissen Gesellschaft er sich wohl jetzt befand? Plötzlich fiel ihr Blick auf den Schreibtisch Stillfrieds, in dessen offener Schublade der Schlüssel steckte. Er hatte es so merkwürdig eilig gehabt, denn sonst vergaß er nie, dieses Fach zu schließen, in dem er seine Briefe und sein Geld aufbewahrte. Den Schlüssel trug er stets sorgsam in der Tasche. Die Neugier trieb sie näher. Wie viel Geld hatte er eigentlich bekommen? Sie fand das Kästchen, in dem noch zwei Hundertmarkscheine lagen. Da war auch der Brief Delarives. Sollte sie ihn lesen? Er war ihr Feind, sie wußte es wohl. Sie wog das Couvert einen Augenblick zögernd in der Hand, aber die weibliche Neugier siegte. Sie öffnete und las entsetzt. Ein unsäglicher Ekel erfaßte sie vor diesem Menschen. Aber was hatte Stillfried darauf geantwortet? Zitternd griff sie nach einem zweiten Brief derselben Hand. Ganz kurz teilte Delarive darin dem Freunde mit, daß seine Frau ihn also am Mittwoch vormittag — das war heute — im „Holländischen Hof“ in Mainz und zwar unter dem Namen „Frau Freund“ erwarten werde. Das Blatt entfiel ihren Händen; sie merkte es nicht — sie starrte thränenlos vor sich hin, den Blick ins Leere gerichtet. Alles hatte sie diesem Manne geopfert, Ehre, Stellung, Ansehen und Vermögen, und mehr als dies: sich selbst, ihr ganzes Sein! Und nun? Wie eine Dirne, mit der er sich eine Zeitlang erlustigt, bis er ihrer überdrüssig geworden, warf er sie weg. Und vor sich sah sie ihn in seiner ganzen Nacktheit. Alles, was sie in ihrer grenzenlosen Liebe entschuldigt und vor sich selbst verschleiert, kam ihr nun zum Bewußtsein. Wie er an den Gütern dieser Welt hing! Nicht die kleinste Entbehrung, die kleinste Entsagung konnte er sich auferlegen — nicht einmal im Essen! Sein Talent? Eine Lüge — wie das ihre! Geschickt beobachtete und ebenso zusammengeleimte Augenblicksbilder, die er produzierte! Seine Gesinnung? Ein Gemisch von Selbstsucht, Brutalität und unsäglicher Gemeinheit! Ein Knecht des Geldes und des Luzus! Und diesen, diesen Mann hatte sie für einen jener Helden des Gedankens gehalten, für einen jener Märtyrer, die Kreuz und Leid auf sich nehmen, um einer großen Idee zu leben oder ihrem leidenschaftlichen Herzen zu folgen?! O, wie sie ihn verachtete! Wenn sie ihm das nur ins Antlitz schleudern könnte! Und über ihren Schmerz siegten Grimm und grenzenlose Verachtung; in dieser so lange geknechteten Seele erhob sich der alte, freie Stolz. Ja, sie wollte ihm entgegen treten angesichts dieser Frau! Sie lachte höhnisch, als sie ihrer gedachte. Dieses Weib nahm ihn wieder bei sich auf, diesen Mann, der sie so verlassen; aufs neue küßte es diese Lippen, die einer anderen Treue geschworen und gebrochen. Vermietet hatte ihr ihn jene, leihweise abgetreten, und jetzt machte sie ihr Eigentumsrecht wieder geltend. Sie waren ein-

ander würdig, diese beiden — ein edles Paar, fürwahr ein edles Paar! Eines aber wollte sie noch thun! Sie wollte diesem bornierten Geschöpf doch klar machen, weshalb Stillfried zu ihr zurückkehre — nicht, weil er sie liebte, sondern weil sie Geld hatte, Geld, das er nicht verdienen und doch nicht entbehren konnte.

Und dann raffte sie die Briefe zusammen. Wie im Traum ging sie zum Bahnhof, wie im Traum durchrauste sie die Landschaft, auf die sich schon die Abend Schatten senkten. Langsam überschritt sie die große Rheinbrücke, die von Kastel nach Mainz hinüberführt. Im „Holländischen Hof“ fragte sie nach der Zimmernummer der Frau Freund, und ob sie zu Hause sei. Vor einer Stunde wäre die Dame mit dem Herrn zurückgekehrt, der sie heute morgen aufgesucht habe, erwiderte der höfliche Portier:

„Zimmer 22 im ersten Stock! Soll ich Sie anmelden lassen?“

„Es ist nicht nötig; man erwartet mich um diese Zeit!“ Und festen Schrittes ging sie die Treppe hinauf.

Sie hörte leises Stimmengeläster. Ohne anzuklopfen, trat sie ein. Stillfried und seine kleine, rosig und frisch aussehende Frau saßen auf dem Sofa. Er hielt sie fest umschlungen und flüsterte ihr eben mit einem Kuß leise etwas ins Ohr, worüber sie in ein tolles Gelächter ausbrach.

Entsetzt, blaß bis in die Lippen, fuhr der Dichter auf, als er diejenige, die er von allen Menschen am wenigsten erwartet, wie ein Gespenst, wie eine stumme Anklägerin ins Zimmer gleiten sah.

„Was . . . was willst Du?“ stammelte er verwirrt.

Aber schon hatte sich die kleine, blonde Frau, die in der Gefahr zu wachsen schien, kampfbereit wie eine Henne, die ihre Jungen vor einem Raubvogel schützt, vor den Gatten gestellt. Zum zweitenmal sollte man ihr ihn nicht entreißen!

„Er ist mein Mann!“ rief sie drohend.

Schon hatte Asta nach dem Briefe Delarives gegriffen, schon wollte sie ihn jener vor die Füße schleudern. Jetzt glitt nur ein Lächeln stummer Verachtung über ihre bleichen, abgemagerten Züge.

„Behaltet einander!“ war das einzige, was sie sagte. Es klang wie aus einer anderen Welt. Und wie einer überirdischen Erscheinung starren ihr auch die beiden wortlos und bestürzt nach, als sie jetzt das Zimmer verließ.

Langsam schritt sie an dem Portier vorüber, der ihr höflich die Thür öffnete. Es war der letzte Liebesdienst, den man ihr erwies. Was sollte sie noch auf dieser Welt? Was hatte sie noch zu hoffen? Ein grauenvolles, ödes Leben lag vor ihr, ohne Liebe — wem vermochte sie jetzt noch Neigung einzulösen? — dunkel wie die Nacht, die eben hereinbrach. Und trotz ihrer Verzweiflung sah sie die geringfügigsten Einzelheiten der Außenwelt. Da lief ein Laternenmann mit seiner langen Stange vor ihr her und zündete blitzschnell die Gaslampen längs des Rheinquais an. Und da tauchte Licht um Licht auf. Von jenseits des Flusses funkelten sie durch den Dunst herüber. Die große Brücke zog sich wie eine Linie leuchtender roter und gelber Punkte über das schwarze Wasser, auf das sich die Schatten der Nacht und dicke Nebel senkten. Sie ging an der Brücke vorbei — immer weiter, immer weiter. Baumreihen grenzen hier den Uferweg ein und spenden im

Sommer den Spaziergängern Schatten und Kühlung. Jetzt lag die Straße einsam; spärlich beleuchteten sie die Laternen. Asta blieb stehen. Vor ihr wogte und flutete das breite Wasser; ein kühler Luftzug strich zuweilen von der Insel herüber, die mitten im Fluß liegt, und jagte die Nebel auseinander. Dann sah man die mächtige Breite des Stromes und die kleinen Bogenkämme, die sich glitzernd bildeten

— — — Und dann hörte man ein leises Klatschen und ein kurzes Klämpfen und Plätschern — und dann war alles still.

Drei Tage später landete in Walluf, rheinabwärts von Mainz und Wiesbaden, die Leiche einer unbekanntem, einfach gekleideten Frau. Delarive, der auf die telegraphische Bitte Stillfrieds nach Wiesbaden reiste, um alles Geschäftliche abzuwickeln, da der Dichter nicht mehr dorthin zurückgekehrt war, rekonnozierte sie als die vermißte Asta.

In Walluf wurde sie auch begraben. Allenius kam dazu aus Berlin. Es war ein unfreundlicher, trüber Apriltag. Ein feiner Staubregen rieselte vom bleigrauen Himmel; er brachte der Erde Fruchtbarkeit, er weckte schlummernde Triebe. Hier aber betteten sie ein junges Menschenleben in die Gruft. Delarive und Allenius folgten als einzige Leidtragende hinter dem Pastor und den Trägern. Der Priester sprach ein kurzes Gebet, in dem er ihre Seele dem Erbarmen Gottes empfahl. Er beehrte die Ceremonie für die Selbstmörderin. Auf des frohlaunigen Lebemanns Antlitz hatte sich ein düsterer Schatten gelagert.

„Armes Weib!“ murmelte er, als nun die feuchten Erdschollen mit jenem dumpfen, markerschütternden Ton, der wie ein letzter Aufschrei der Toten zu den Lebenden heraufdringt, auf den Sarg fielen. Und eine Thräne drängte sich ihm ins Auge.

Allenius aber wendete sich ab und schluchzte bitterlich.

Dann gingen sie fort, und unweit des grünen Stromes lag ein kleiner, dürftiger Hügel mehr.

Ein Zukunftsraum.

Von
Paul Michaelis.

Auf nach Bimini! Nach dem Wunderlande, wo alle Thränen trocknen, alle Wunden heilen und alle Künzeln sich glätten! Denn die alte Welt ist unerträglich miserabel und das einzig Gute an ihr allein, daß sie ihrer Auflösung entgegensteht und so in ihre Elemente zerfällt, aus denen dann ein neues Eden sich bilden kann. „Ich bin auf Golgatha gewesen, ich habe die Menschheit gekreuzigt gesehen. Weiß keiner von euch, auf welche Scenen die Sonne und die Sterne in dieser Stadt herablicken, daß ihr an irgend etwas anderes denken, von anderem reden könnt? Wißt ihr nicht, daß dicht bei euren Thüren große Massen von Männern und Frauen ein Leben führen, das von der Wiege bis zum Grabe ein Todeskampf ist? . . . Womit habt ihr eure Ohren verstopft, daß ihr diese klagenden Töne nicht hört? Ich kann nichts anderes mehr hören.“

Es ist ein wunderlicher Mensch, der diese Worte einer vornehmen Tischgesellschaft zuruft, und es ist ein wunderliches Buch, in dem sie aufgezeichnet sind. Es nennt sich „Looking Backward“ von Edward Bellamy (Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf 1887. Deutsch herausgegeben von Georg von Sigmund).

Neclam, Leipzig) und erzählt eine sehr romanhafte Geschichte von einem jungen Manne, der das Unglück — oder soll ich vielmehr sagen, das Glück? — hatte, hundertdreißig Jahre zu verschlafen. Denn was er dabei verliert, eine in Vorurteilen erzogene Braut, einige selbstsüchtige Freunde und alle Annehmlichkeiten der schönen Gegenwart, findet er im Übermaß ausgeglichen durch eine schönere Zukunft. Und außerdem hat er den Vorzug, einen Blick thun zu dürfen in die zukünftige Entwicklung des menschlichen Geschlechts, und eine Zeit mitzuleben, von der wir andern höchstens träumen können. Aber ein gütiges, wenn auch dunkles Geschick hat dem Glücklichen erlaubt, seine im Jahre zweitausend gesammelten Erfahrungen schon heute der neugierigen Welt mitzuteilen, und so haben wir denn das Vergnügen, Kenntnis nehmen zu können von den Zuständen, wie sie einst unsern Kindeskindern beschied sein werden.

Und interessant sind diese Nachrichten aus dem Zukunftslande gewiß. Dafür spricht schon die Thatsache, daß „Looking Backward“ binnen zwei Jahren in dreihundertem Auflagen erschienen ist, abgesehen von den englischen Nachdrucken und verschiedenen Uebersetzungen. Das ist ein Erfolg, der in unserm guten Vaterlande ganz undenkbar wäre, der aber auch für Amerika doch etwas besagen will. Dafür spricht auch, daß aus seiner Anregung eine besondere politische Partei hervorging, die „Nationalistenpartei,“ die sich fast über das ganze Land verbreitet und überall ihre begeisterten Propaganden hat; eine Partei, deren Ziel es ist, „die Funktionen der Produktion und der Güterverteilung zu nationalisieren,“ die als „die patriotische aller Parteien,“ „den Patriotismus zu rechtfertigen und ihn von der Stufe eines bloßen Instinkts zu der einer vernunftgemäßen Hingabe zu erheben sucht, indem sie das Land der Geburt wahrhaft zu einem Vaterlande macht — zu einem Vater, der das Volk am Leben erhält und nicht bloß ein Göze ist, für den es zu sterben hat.“

Und das ist das Bezeichnendste an dieser merkwürdigen Erscheinung, daß es Hunderttausende giebt, die diesen Traum für mehr halten als einen bloßen Traum; die nicht bloß wünschen, daß es so werde, wie Bellamy es vorzeichnet, sondern die auch entschlossen sind, dafür Opfer zu bringen; oder was daselbe sagen will, man hält schon heute die Zeit für gekommen, das zu verwirklichen, was der Verfasser im Jahre zweitausend verwirklicht sieht.

Wie gestaltet sich nun nach diesem „Rückblick“ der zukünftige Zustand des menschlichen Geschlechts. Zunächst ist festzustellen, daß Krieg und Kriegsgeschrei nicht mehr auf Erden ertönt; die Solidarität der Gattung und die Verbrüderung der Menschheit ist Thatsache geworden. „Die großen Nationen Europas, sowie Australien, Mexiko und Teile von Südamerika sind industrielle Republiken wie die Vereinigten Staaten. . . Die friedlichen Verhältnisse dieser Nationen zu einander sind durch eine bundesstaatliche Vereinigung gesichert, welche die ganze Welt umschließt.“ Den zurückgebliebenen Massen gegenüber regelt ein internationaler Rat die Maßnahmen, die zu ergreifen sind, um sie nach und nach zu einer höheren Bildung zu erziehen. Den Austausch der Güter untereinander reguliert gleichfalls eine Kommission, die aus allen beteiligten Kulturstaaten zusammengesetzt ist. Natürlich, daß in solchen Zuständen eine militärische Organisation keinen Sinn mehr hat. An die Stelle des kriegerischen Wettkampfes ist ein friedlicher Wettbewerb um die industriellen und geistigen Güter getreten. Das Militärheer ist verschwunden, an seine Stelle ist das Arbeiterheer getreten. Aber so stark ist die Nachwirkung, die von unseren heutigen Verhältnissen ausgeht, daß dieses neue Heer ganz in der Weise des alten organisiert ist. Das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht wird auf die Arbeiterfrage angewendet. Abgesehen von den Kranken, Zren und Schwachen wird mit dem einundzwanzigsten Jahre ein jeder, er sei Mann oder Weib, zur nationalen Dienstleistung ausgehoben. Diese Arbeitsdienstzeit währt vierundzwanzig Jahre. Sie endet mit dem fünfundvierzigsten Jahre. Auch nach dem fünfundvierzigsten Jahre kann der Bürger, obwohl der allgemeinen Arbeitspflicht ent-

hoben, doch noch im Notfalle, wenn ein plötzlicher, großer Mehrbedarf an Arbeitskräften eintritt, wieder einberufen werden, bis er das Alter von fünfundsünfzig Jahren erreicht. Doch finden solche Einberufungen nur selten statt. Ein jeder muß zunächst eine dreijährige Dienstzeit als gewöhnlicher Arbeiter durchmachen, in welcher er von der Verwaltung zu beliebigen Zwecken verwendet werden kann. Danach hat er sich, seinen natürlichen Neigungen gemäß, zu entscheiden, ob er sich für eine Kunst oder einen gelehrten Beruf ausbilden, oder Landmann oder Handwerker werden will. Die Gelegenheit zu berufsmäßiger Ausbildung bleibt jedem offen, bis er das Alter von dreißig Jahren erreicht hat. Und zwar wird darauf gesehen, daß der einzelne in mehreren Arten menschlicher Thätigkeit zu Hause ist, um nach Belieben und Bedarf darin abwechseln zu können.

Diese Rekruten- und Lehrzeit ist keineswegs sehr angenehm. Aber die Leistung jeder Person wird genau Buch geführt, die besondere Tüchtigkeit erhält ihre Auszeichnung, die Nachlässigkeit findet ihre Strafe. Wer hartnäckig faul und widerspenstig ist, wird bei Wasser und Brot eingesperrt, bis er sich bessert. Hier scheint mir in der That die Glückseligkeit des neuen Zustandes eine Lücke zu haben; denn das Brot des Arretes wird wohl auch bis zu jener fernem Zeit nichts an Wohlgeschmack gewonnen haben. Dafür blühen freilich dem Fleißigen und Tugendhaften hohe Ehren. Auf Grund seines „Zeugnisbuches,“ in welchem „Fleiß und Fähigkeit genau vermerkt sind,“ ebenso wie Belohnungen und Strafen, erhält der Mann, der seine Lehrzeit vollendet hat, seinen Rang unter den vollen Arbeitern zugewiesen. Denn es giebt Arbeiter ersten, zweiten und dritten Grades. Die meisten fangen natürlich mit dem untersten Grade an und steigen, wenn sie sich brav geführt haben, in den periodisch wiederkehrenden neuen Feststellungen der Rangordnung aufwärts. Die Resultate einer jeden solchen Neuordnung werden in den Zeitungen bekannt gemacht, und diejenigen, welche befördert worden sind, empfangen den Dank der Nation und werden öffentlich mit den Zeichen ihres neuen Ranges belohnt. Besonders das letztere wird jedes Herz erquicken, welches doch noch ein wenig am alten hängt. So ganz radikal ist doch der Umsturz nicht. Es giebt doch wenigstens noch Beförderungslisten, Avancements und Degradationen, auch an Decorationen fehlt es nicht. Ich denke, wenn noch irgend einer von der Annehmlichkeit der neuen Zustände nicht überzeugt worden ist, so wird dieser letzte Grund ihn bekehren. In der That, wie könnte man sich auch eine Welt denken, in der es keine Orden giebt. Jedenfalls, in Herrn Bellamys Staate giebt es dieselben. „Jedes Gewerbe hat sein besonderes Simmbild — in Form einer Medaille. . . Dieses Zeichen ist der Form nach für alle Grade eines Gewerbes gleich; aber während das Zeichen des dritten Grades von Eisen ist, ist das des zweiten von Silber und das des ersten von Gold.“ Welch ein Sporn für jeden fühlenden Menschen, diese Aussicht auf den Arbeiterorden „in Gold!“ Selbstverständlich giebt es neben „Beförderungen“ noch „ehrevolle Erwähnungen“ und „mannigfache Arten von Preisen.“ Leider hat uns der Geschichtsschreiber hierüber nichts Zuverlässiges berichtet; aber man geht wohl in der Annahme nicht fehl, daß es sich um den Arbeiterorden handelt.

(Schluß folgt.)

Reformen in der Strafrechtspflege.

von

Dr. Ludwig Fuld.

Daß die gegenwärtige Strafrechtspflege weit davon entfernt ist, den vorhandenen Bedürfnissen und den berechtigten Ansprüchen der Gesellschaft auf Gewährung eines ausreichenden Rechtsschutzes zu genügen, dürfte in unseren Tagen nur von denjenigen eingestrichelten Büchergelehrten geleugnet werden, welche über der Beschäftigung mit der toten Welt der Buch-

staben die Fühlung und Berührung mit dem wirklichen Leben vollkommen verloren, welche infolge der ausschließlichen Hingabe an eine einseitige philosophische Lehre es durchaus vermissen haben, daß kaum ein Zweig der Rechts- und Staatswissenschaft einen so eminent praktischen Charakter besitzt wie die Wissenschaft vom Strafrecht. Das Strafrecht hat nicht den Zweck, als ein passendes Arbeitsfeld für scharfsinnige, haarspaltende Untersuchungen zu dienen, sondern es soll vor allem die Gesellschaft gegen verbrecherische Antastungen ihrer Rechtsgüter schützen, und so lange dieser sein Zweck nicht die notwendige Beachtung findet, kann es unmöglich das leisten, was es leisten soll und auch zu leisten in der Lage ist. Dieser Zweck im Strafrecht ist nun in Deutschland wie der Zweck im Recht überhaupt lange Zeit vollkommen unbeachtet geblieben; im Gefolge einer einseitig-metaphysischen Doktrin hatte man es anscheinend völlig vergessen, daß die Strafrechtswissenschaft sich nicht mit dem Verbrechen als metaphysischen Begriffe, sondern als einer sozialen Erscheinung zu beschäftigen habe, welche, bedingt durch das Zusammenwirken von sozialen, individuellen und allgemeinen Verhältnissen, mit dem Leben des sozialen Körpers in unlöslichen Zusammenhange steht und dieserhalb auch nur dann wirksam verfolgt werden kann, wenn Gesetzgebung und Wissenschaft sich dieses sozialen Charakters ständig bewußt bleiben. Der gewaltige Aufschwung, welchen in den letzten Jahrzehnten die Gesellschaftswissenschaft genommen hat, und die damit in Verbindung stehende Vertiefung der Staats- und Rechtswissenschaft bewirkte in Verbindung mit anderen, hier nicht weiter zu erörternden Umständen, daß in der Strafrechtswissenschaft eine machtvolle Reaktion gegen die Alleinherrschaft der metaphysischen Anschauung sich geltend machte, daß sich eine Schule bildete, welche mit größter Energie danach strebt, der sozialen Bedeutung des Verbrechen in Wissenschaft, Gesetzgebung und Praxis die notwendige Anerkennung zu verschaffen; die Ansichten und Absichten dieser neuen Schule, der ohne allen Zweifel die Zukunft gehört, weil das, was sie will, zweckmäßig, weil es nützlich und zugleich gerecht ist, vertritt mit besonderem Nachdrucke ein vor noch nicht zwei Jahren gebildeter, der Kriminalisten der verschiedensten Länder umfassender Verein, die Internationale Kriminalistische Vereinigung, um deren Begründung sich der bekannte Strafrechtswissenschaftler an der Universität Halle, Franz von Liszt, einer der scharfsinnigsten und zugleich geistreichsten Gelehrten, dessen Schriften den großen Vorzug haben, neben sachlicher Durcharbeitung sich durch elegante und anmutige Form auszuzeichnen, besondere Verdienste erworben hat. Der Grundsatz, von welchem die Internationale Kriminalistische Vereinigung ausgeht, ist der: Verbrechen und Strafe müssen nicht minder vom sozialen wie vom juristischen Standpunkte aus ins Auge gefaßt werden. Demgemäß hat die Strafe die Aufgabe, das Verbrechen als soziale Erscheinung zu bekämpfen; sie ist zwar eines der wirksamsten Mittel hierzu, aber bei weitem nicht das einzige und darf nicht aus dem Zusammenhange mit den übrigen, den gleichen Zweck verfolgenden Mitteln herausgerissen werden. Als nächstliegende Reformen, deren Verwirklichung die Vereinigung ihre ganze Kraft widmet und mit welchen sie sich bereits zweimal auf ihren Versammlungen zu Brüssel und Halle a. d. S. beschäftigt hat, erscheinen zwei Maßregeln: die Einführung der bedingten Verurteilung und eine gründliche Reform der Gesetzgebung über die Bestrafung der Rückfälligen.

In allen Staaten, vor allem aber in Deutschland, bilden die kurzzeitigen Freiheitsstrafen, d. h. die Freiheitsstrafen von einem Tage bis zu drei Monaten, die ganz überwiegende Mehrheit aller Strafen; nun ist aber die Beschaffenheit der Anstalten, in welchen dieselben verbüßt werden, eine derartige, daß der Vollzug dieser Strafen nicht nur keine bessernde oder abschreckende Wirkung hat, sondern eine verschlechternde, eine entsetzliche, namentlich gegenüber solchen Personen, welche zum erstenmal mit der Strafjustiz in Berührung kommen. Ein bekannter Kriminalist sagt, daß gar keine Strafe zu verhängen für die Gesellschaft vorteilhafter sei, als der Vollzug einer kurzen

Freiheitsstrafe, und so paradox dieser Ausspruch auf den ersten Blick zu sein scheint, so ist er doch nach Maßgabe der tatsächlichen Verhältnisse vollkommen wahr. Da nun aber in absehbarer Zeit die Errichtung einer solchen Anzahl von Strafanstalten zur Verbüßung kurzer Freiheitsstrafen, wie sie der Bedarf erfordert, außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegt, so gilt es, ein Ersatzmittel für diese Strafen zu schaffen, und dieses Ersatzmittel ist bereits gefunden: es besteht in der Einführung der bedingten Verurteilung; das Wesen dieser Maßregel besteht in einer Aussetzung des Strafvollzugs für eine bestimmte Zeit. Der Angeklagte, der schuldig befunden ist, wird zu einer Freiheitsstrafe verurteilt, das Urteil wird aber nicht vollzogen, sondern für eine Reihe von Jahren, im höchsten Falle fünf, ausgesetzt; begeht der Verurteilte während dieser Periode keine weitere Rechtsverletzung, so gelangt die erkannte Strafe überhaupt nicht zum Vollzug, verfehlt er sich aber während derselben abermals, so wird die ausgesprochene Strafe vollstreckt. Eine kurze Überlegung muß genügen, um die Überzeugung zu begründen, daß diese Maßregel bei besserungsfähigen Personen in hohem Grade geeignet ist, bessernd zu wirken. Während einer langen Zeit steht der Verurteilte unter dem Drucke der Erwägung, daß bei irgend einer Verfehlung die ausgesetzte Strafe vollstreckt werde, und wir meinen in der That, daß diese Erwägung ihn veranlassen wird, sich und seinem Verhalten eine höhere Aufmerksamkeit zu schenken und von Ausschreitungen zurückzuhalten. Ganz besonders wohlthätig wirkt diese Maßregel aber um deswillen, weil sie die Erwerbsthätigkeit und das Fortkommen des Verurteilten nicht beeinträchtigt, während bekanntlich die vollstreckte Freiheitsstrafe der unlöslichen Kette gleicht, welche das Fortkommen des Verurteilten außerordentlich erschwert. Natürlich darf diese Maßregel nur bei solchen Personen zur Anwendung kommen, welche sich einer leichten Uebelthat, vor allem eines in leidenschaftlicher Aufwallung begangenen Delictes schuldig gemacht haben und noch nicht mit dem Gefängnis in Berührung gekommen sind, so daß also alle Vorbestraften unbedingt von dieser Wohlthat ausgeschlossen werden müssen. Nachdem Belgien bereits seit fast zwei Jahren die bedingte Verurteilung in diesem Sinne eingeführt, werden die anderen Staaten in Bälde sich zu einem gleichen Vorgehen veranlaßt sehen; Oesterreich steht im Begriffe, das belgische Beispiel nachzuahmen und auch das Deutsche Reich wird nicht umhin können, dies zu thun, namentlich nachdem sich die Internationale Kriminalistische Vereinigung fast einstimmig dafür ausgesprochen hat.

Die zweite dringliche Reform bildet die Abänderung der Bestimmungen über die Bestrafung der Rückfälligen. Die geltende deutsche Gesetzgebung muß in Ansehung dieses Punktes als vollkommen unbrauchbar bezeichnet werden, sie berücksichtigt die Bedeutung des Rückfalles als Strafverhöhnungsgrundes nur bei einer kleinen Anzahl von Delikten und trägt der durch sichere Beobachtungen festgestellten Thatsache keine Rechnung, daß es Verbrecher giebt, die wir als absolut unverbesserlich bezeichnen, und die deshalb dauernd unschädlich gemacht werden müssen. Diese Mangelhaftigkeit der deutschen Gesetzgebung ist für die erschreckend starke Progression der Rückfälligen in erster Linie verantwortlich zu machen, sie verschuldet es, daß die Strafrechtspflege in Deutschland mehr und mehr mit einem gewerbs- und gewohnheitsmäßigen Verbrechertum zu kämpfen hat, während der gelegentliche Verbrecher mehr zurücktritt; die Sicherheit des Staates und der Gesellschaft erfordert es nun mit unbedingter Notwendigkeit, daß diesen Uebelständen wirksam begegnet werde und die Gesetzgebung den Behörden die Mittel verleihe, einen siegreichen Kampf gegen die Rückfälligen zu führen. Die Internationale Kriminalistische Vereinigung hat sich deshalb dafür ausgesprochen, daß die Strafen gegen Rückfällige zu verschärfen sind durch Einführung des Dunkelarrestes, Entziehung warmer Nahrung und dergleichen; sie verlangt ferner, daß unverbesserliche Rückfällige dauernd in besonderen Abteilungen der Strafanstalten untergebracht werden. Da aber die Bestimmung einer Person als eines „Unverbesser-

lichen" sehr schwierig ist und Irrtümer hierbei nicht ausgeschlossen sind, so soll es dem Richter gestattet sein, den auf die Dauer untergebrachten Rückfälligen nach fünf Jahren auf Probe zu entlassen. Die Verwirklichung dieser beiden Reformmaßregeln, deren Bedeutung auch der Laie nicht verkennen wird, bildet zwar nur das erste Glied in der Kette der zur Umgestaltung der Strafrechtspflege dienenden Maßnahmen, sie wird aber schon einen höchst beachtenswerten Fortschritt bedeuten; sie wird einerseits den unglaublich großen Umfang der kurzzeitigen Freiheitsstrafen beseitigen und andererseits der Gesellschaft einen genügenden Schutz gegen die Personen gewähren, welche nicht im Stande sind, ihre verbrecherischen Triebe zu beherrschen; sie wird die Strafe zu einer sozialen Maßregel machen und gleichzeitig dafür sorgen, daß sie wieder werde, was sie von Rechts wegen sein soll, aber leider nicht ist, ein Ubel. Hoffen wir, daß die deutsche Gesetzgebung bald sich dazu aufrafft, die durchaus berechtigten Forderungen bezüglich der beiden erwähnten Punkte zu erfüllen, damit die deutsche Strafrechtspflege wieder auf die Höhe gebracht werde, welche des deutschen Volkes würdig ist.

Zu Max Nordaus „Evolutionistischer Ästhetik.“

Von

Dr. Paul Otto Schmidt.

(Schluß.)

In dieser ganzen natürlichen oder naturalistischen? Ästhetik muß übrigens noch eins auffallen. Nordau hat mit seinen Ausführungen zwar des Lächerlichen, Komischen genug geboten, aber das Lächerliche, Komische an sich selbst mit keiner Silbe erwähnt und erklärt. Betrachtete er dies gar nicht als in das System einer natürlichen Ästhetik gehörig, oder fand er hierfür kein Schema mehr, weil er über den Selbst- und Artverhaltenstrieb schon anderweitig verfügt hatte und der Darwinismus kein anderes Schema in Bereitschaft hält? Man kann nicht recht glauben, daß letzteres der Grund gewesen sein soll. Denn da Nordau um Scheingründe für irgend ein Paradoxon sonst niemals verlegen ist, so darf man annehmen, daß er mit einiger Anstrengung aus dem Selbst- oder Artverhaltenstrieb sicherlich etwas abzudestillieren vermocht hätte, was genug unweisenden oder konjusen Köpfen als der Weisheit letzter Schluß erschienen wäre. Er wird es also offenbar nicht für notwendig erachtet und für dieses, wie für so manches andere, jenem „geduldigen Methodiker“ nicht haben vorgreifen wollen. Natürlich fällt es uns nicht im mindesten ein, diese empfindliche Lücke in Nordaus evolutionistischer Ästhetik auszufüllen. Zur Bervollständigung der im Eingange dargelegten Theorie der ästhetischen Wirkung halten wir es aber für notwendig, wenigstens einige Hauptpunkte in Bezug hierauf herauszuarbeiten.

Wie die Naturkräfte in ihrer Gesamtheit teils positiv, teils negativ wirken: teils agieren, teils reagieren — das erste durch ihr Sein, das zweite durch ihr Nichtsein in gegebenen Fälle — und dadurch den Schein z. B. bald der Anziehung, bald der Abstoßung, bald der Kälte, bald der Wärme u. s. w. annehmen, so giebt es auch positive und negative Wirkungen gewisser natürlichen und künstlichen Reizmittel, Anreger zur Lebensbethätigung des Individuums. Wie gewisse Stoffe physiologisch so wirken, daß sie uns bald süß, bald bitter, bald sauer, bald alkalisch u. s. w. vorkommen, so können gewisse Erscheinungen der Außenwelt psychologisch ähnliche polarisch entgegengesetzte Gefühle und Gedanken hervorrufen.

Die positiven Wirkungen gewisser Reizmittel haben wir — soweit sie ästhetischer Natur sind: sich innerhalb gewisser Grenzen der Intensität und Extensität halten — in aufsteigender Stufenfolge als das sogenannte „Reizende“, das „Schöne“ und das „Erhabene“ kennen gelernt. Auch für die negativen (Kontrast-) Wirkungen giebt es eine solche Stufenleiter; und ihre höheren oder niederen Sprossen bestimmen sich je nach der mehr oder minder kräftigen Erschütterung des Zwerchfells

und der Lachmuskeln. Auch hier ist es erforderlich, daß ein Reizmittel mit seiner negativen Wirkung nicht unterhalb einer gewissen Grenze zurückbleibe, aber auch nicht darüber hinausgehe, sofern die Wirkung nicht unästhetisch werden soll. Vom Lächeln bis zum Lachen und Lachkrampf — der äußersten Grenze der ästhetischen Wirkung — giebt es so viele Übergänge, wie zwischen dem sanften Wellengefräusel eines Teiches und den haushoch gehenden Meereswogen. Auch hier spricht man von einem „Lolachen“, wenn die äußerste Grenze des Ertragbaren überschritten zu werden droht. Das alles bezieht sich jedoch nur auf die Grade der ästhetischen Wirkung des Komischen; die Arten derselben, die man als satirisch, humoristisch, fein- und grotesk-komisch u. s. w. unterschieden hat, hängen von mannigfachen anderen Momenten ab, zu deren ausführlicher Darlegung uns hier der Raum mangelt. Es kommen dabei logische, ethische und ästhetische (im objektiv-natürlichen Sinne) Elemente, die wir weiter unten zum Teil darlegen wollen, mehr oder minder in Betracht.

Die Grenzen auch der negativ-ästhetischen (komischen) Wirkung sind keineswegs für alle Individuen dieselben. Vorüber z. B. der eine schon herzhaft lacht, das vermag dem anderen oft kaum ein Lächeln — oder auch nicht einmal das — abzugewinnen. Dann auch braucht die Kontrastwirkung, die negative Reaktion des Subjekts auf das Objekt keineswegs immer einzutreten. Das eine Individuum kann etwas reizend bezw. erhaben finden, was dem anderen lächerlich bezw. im höchsten Grade lachhaft vorkommt. Wir wollen versuchen, die Ursachen hiervon aufzudecken.

Alles Negative hat nur ein relatives Dasein: es verdankt seine Existenz allein dem Positiven: nur durch den Gegensatz zu diesem kann es sich bemerkbar machen. Wenn es also in Natur- und Menschenleben nichts Positiv-Ästhetisches: nichts Reizendes, Schönes, Erhabenes gäbe und in ganz bestimmter unzweideutiger Art und Weise empfunden, gefühlt, vorgestellt u. s. w. würde, so könnte auch nichts Negativ-Ästhetisches: nichts Häßliches, Kleinliches, Gemeines, Niederträchtiges u. s. w. in genügend effektanter Weise — wie es zu einer kräftigen negativ-ästhetischen (komischen) Wirkung erforderlich ist — empfunden, gefühlt, erkannt werden. Ebenso: wenn kein Ideal des Logischen, Zweckmäßigen, Vernünftigen u. s. w. klar genug existierte, so könnte dem Individuum auch nicht das Absurde, Dumme, Unsinnige, Unvernünftige u. s. w. deutlich genug in die Augen springen. Kurz: eine kräftige Reaktion des Empfindens, Fühlens, Denkens wäre gar nicht möglich, wenn nicht eine noch kräftigere Aktion existierte.

Findet nun das Gefühl, der Verstand u. s. w. irgend eine Erscheinung mit seinem vorgefaßten Begriff bezw. Ideal im großen und ganzen in Übereinstimmung, billigt er (bezw.: es) so ziemlich alles, was die Erscheinung befragen will, so ist die Wirkung dieses objektiven Seins auf jense subjektive (Bewußtsein) eine positive: mag sie nun als reizend, schön, erhaben oder als irgend etwas ins Bewußtsein treten.

Findet dagegen das Gefühl, der Verstand, das Urteil u. s. w. irgend etwas objektiv Seiendes (gleichviel ob Natur- oder Kunstwerk) mit seinem Schönheits-, Vernünftigkeit-, Zweckmäßigkeits-, Größen-, Kraft u. s. w. Ideal nicht in Übereinstimmung oder gar in direktem Widerspruch, obwohl es äußerlich darauf den Anspruch macht, — so erfolgt eine subjektive Reaktion mit naturgesetzlicher Notwendigkeit auf jene objektive Aktion; und zwar um so stärker, je größer die Differenz ist zwischen dem Sein-Sollen und dem Sein, zwischen dem Ideal und dem Real. (Sofern man dieses Wort in diesem Gegensatz gebrauchen darf.)

Ist nun jene subjektive Reaktion im Interesse der Selbst- oder Artverhaltung des betreffenden Individuums notwendig, so wehrt sich dieses mit aller Macht thätlich dagegen; ist sie höchstens wünschenswert oder auch nicht einmal das, so lacht das Individuum darüber, weil es nichts anderes dagegen thun kann.

Ist jener Abstand, jene Differenz schon groß genug, auch

wenn die betreffende Erscheinung nicht mit dem Anspruch auf eine positive Wirkung (als Reizendes, Schönes, Erhabenes) auftritt, so erfolgt die Reaktion doch schon kräftig genug. Bekanntlich nennt man das die Komik der Thatfachen, des Zufalls u. s. w. Ursprünglich mag diese die einzige Art der Komik gewesen sein: wie ja auch das Positive Ästhetische ursprünglich nur in der Natur vorhanden war und jedenfalls erst später künstlich nachgebildet bzw. künstlerisch erzeugt wurde.

Es gehört also zur negativ-ästhetischen (komischen) Wirkung einerseits ein feines Organ — ein guter Geschmack sagt man ja wohl in der Regel — und andererseits eine eigentümliche, entweder zufällige (natürliche) oder absichtliche (künstliche) Konstellation von Zuständen oder Ereignissen. Man kann demnach auch bei dieser negativ-ästhetischen Wirkung subjektive und objektive Bedingungen klar unterscheiden.

Die negative Reaktion kann nun verschieden weit erfolgen. Tritt zum Beispiel eine Erscheinung mit dem Anspruch auf etwas Schönes oder Erhabenes auf, entpuppt sich aber in der Folge als etwas, welches zwar lange nicht so hoch auf der positiv-ästhetischen Stufenleiter steht, aber sich doch immer noch oberhalb des Nullpunktes (der unteren Grenze) der ästhetischen Wirkung zu erhalten vermag, so hat man das Humoristische, wenn ethische; das fein Komische, wenn ästhetische und andere (unästhetische) Elemente noch hinzukommen. Am Beginn der Wirkung ist beides negativ, am Ende derselben aber beides doch positiv. Geht die Reaktion mehr oder minder weit über jenen Nullpunkt herab und bleibt am Ende der Wirkung unterhalb desselben, so hat man das Satirische, wenn etwas in ethischen Sinne Häßliches (Gemeines, Niederträchtiges) — und das grotesk Komische, wenn etwas im ästhetischen Sinne Häßliches (Unschönes, Albernes, Dummes, Absurdes) als negatives Endresultat zum Vorschein kommt. Außer diesen einfachen Arten des Komischen giebt es natürlich sehr viele zusammengesetzte. Auch mögen die einfachen Arten hiermit noch keineswegs erschöpft sein. Wir können indessen nicht näher darauf eingehen.

Jener Abstand, jene Differenz vom subjektiven Ideal und der objektiven Wirklichkeit, durch welche jede komische Wirkung hervorgebracht wird, bestimmt sich im einzelnen Falle oft in ähnlicher Weise, wie wir die uns umgebende Luft — je nach der Temperaturdifferenz mit unserem Innern — bald warm, bald kalt finden: obgleich wir im allgemeinen sehr bestimmte Begriffe von kalt und warm haben. Wenn wir z. B. aus einem Zimmer, wo eine Temperatur von vierzig Grad Celsius herrscht, in die freie Luft kommen, so erscheint uns diese kalt, auch wenn sie sonst warm genug ist und unter anderen Umständen auch warm vorgekommen wäre. Umgekehrt finden bezw. empfinden wir im strengen Winter jedes Zimmer warm, das uns im heißen Sommer entschieden kühl vorkommen würde, u. s. w. Hiernach mag es sich begreifen und erklären lassen, warum es erstens so viele Arten und Abarten des Komischen giebt, und zweitens, warum die subjektive Disposition für das Komische nicht nur für verschiedene Individuen, sondern auch für ein und dasselbe Individuum mitunter, so außerordentlich verschieden ist.

Das musterhafte Ehepaar.

(Eine moralische Geschichte aus dem Insektenreiche.)

von
Egor Schugan.

Im Insektenreiche wurde eine fröhliche Hochzeit gefeiert. Der hübscheste von allen silberweißen Schmetterlingen stand im Begriff, eine zierliche, rotgoldene Käferjungfrau heimzuführen. Die Fee Smaragda, die Königin des Insektenvolkes, gab dem jungen, verliebten Paare persönlich das Hochzeitsgeleit, und alles, was da kriechen, fliegen oder hüpfen

konnte, jubelte um die beiden glückstrahlenden Neuwermählten herum. — Diese hatten ihre Seligkeit erst durch viele und schwere Kämpfe erobern müssen. Lange wollten die beiden Familien in ihre Verbindung nicht einwilligen. „Eine so ungleiche Ehe führt nie zum guten,“ sagten die alten Käferbürger. — „Ein Schmetterling! ein loser Gesell ohne Grundfäße und sichere Existenz, — wir dürfen einem solchen Sauseswind unsere Einzige nicht anvertrauen!“ — „Eine Käferin!“ ereiferte sich der ewig jung bleibende Schmetterlingsvater; „ich bitte dich, lieber Junge, wie kommst du zu so einem absurden Gedanken! Eine prosaisch kriechende Käferin! Das wäre ja die erste Mesalliance in unserer altadeligen Familie. Ich bin empört, mon cher fils, in dir einen so plebejischen Geschmack zu entdecken!“

Doch die beiden Verliebten wollten nichts von Standesvorurteil und Vernunftgründen wissen; denn sie beteten sich an. Alles, außer ihrer Liebe, ließ sie vollkommen gleichgültig. Sie gränzten sich still ab und verzichteten auf jede Lebensfreude. Selbst der hellste Sonnenstrahl vermochte nicht ihren Trübsinn zu verschuchen, und die reinsten Tauperlen schmeckten den Liebestränen nicht mehr. Sie wurden täglich schwächer und trauriger und seufzten so laut, daß die Fee Smaragda endlich sich ihrer erbarmte und in höchstgener Person die widerspenstigen Eltern ansuchte. Halb ernst, halb mild sprach die gute Königin zu den starrköpfigen Alten und wußte sie schließlich doch noch zu bereden, das Glück ihrer Kinder einem leeren Vorurteil nicht zum Opfer zu bringen. Durch die huldvolle Ansprache der hohen Fee beglückt, durch die Sorge um das Leben der Verliebten erschüttert, gaben die Eltern nach, und so konnte denn die lustige Hochzeit endlich stattfinden, zur größten Freude sämtlicher Insektenleute, welche nun den Brautzug mit Sang und Klang fröhlich begleiteten. Denn die treue, ausdauernde Liebe der beiden Hochzeiter hatte aller Sympathieen erweckt und war bereits zum Sprichwort geworden. Alles was im hohen Grade zirpte, girrte, summt oder brummt, pflegte zu sagen: „Sie lieben sich wie der Schmetterling und die Käferin,“ etwa wie wir Menschen „wie Romeo und Julia“ sagen würden.

Und das Glück der Neuwermählten schien nie enden zu wollen! Wollte drei Wochen schwammen sie bereits in Lust und Wonne. Und drei Wochen sind in einem kurzen Insektenleben fast ebensoviel wie drei Jahre in unserem Menschenleben. Nie sah man einen der Gatten ohne den anderen sich im grünen Grafe oder auf den duftigen Blumenkelchen ergötzen. Mit rührender Zärtlichkeit besleißigte sich der Schmetterling, langsam die hohen Halme emporzutreiben, ohne sich seiner flinken Flügel zu bedienen, aus Rücksicht auf sein geliebtes, goldbrotes Weibchen, welches nicht mitfliegen konnte. — Vergewaltigten die schönsten Schmetterlingssofoketten den treuen Ehemann, ihm feurige Blicke zuwerfend, — er würdigte diese Avancen nicht der geringsten Aufmerksamkeit. Und ebenso kühl und abweisend verhielt sich die hübsche, kleine Käferin den Galanterieen ihrer Verwandten, den gold- und grüngeschuppten Käferkavalieren gegenüber.

Das musterhafte Liebespaar wurde zum musterhaften Ehepaar, welches man als leuchtendes Beispiel allen habenden Insektengatten vorhielt — denn es giebt solche auch auf den grünsten und sonnigsten Waldwiesen. Selbst das bekannte Wort „flatterhaft wie ein Schmetterling“ wurde für unrichtig erklärt, und es hieß im ganzen Insektenreiche nur noch: „Treu wie unser Schmetterling . . .!“ Die bedächtigen Käfer-Eltern beteten ihren geflügelten Schwiegersohn an, und der ewig junge Papaschmetterling schüttelte erstaunt seine Fühlhörner und schwur auf Taille, „daß der Wetterjunge diese spießbürgerliche Treue gewiß nicht von ihm geerbt habe.“ Doch um diese Redereien kümmerten sich die beiden Glücklichen nur wenig. Sie beteten sich aber an, und alles, außer ihrer Liebe, war ihnen vollkommen gleichgültig.

Nichts indessen kann unter der Sonne ewig währen — und leider währt die schöne, junge Liebe am aller kürzesten, selbst im Insektenreiche! So fühlten denn eines Tages unser

Schmetterling und seine hübsche Käferin, daß auch ihre Liebe im Erlöschen begriffen sei. Warum? Weshalb? Woher kam das? Keiner von den beiden hätte es erklären können, doch beide fühlten es mit grausamer Deutlichkeit, daß sie sich immer weniger liebten. — Vorbei war nun die süße Wonne der ersten Wochen! Vorbei die sicherruhige Zärtlichkeit! — Sie sahen sich an, ohne sich wie früher für den Zubegriff aller Insekten-schönheit zu halten. Im Gegenteil, die Käferin fand das glänzende, silberweiße Flügelpaar ihres Gatten „unbequem und prätentios;“ während diesem wiederum die goldroten Schuppen seiner Frau „recht schwerfällig und abgeschmackt“ erschienen. Wohl versuchten sie noch immer, recht zärtlich miteinander zu thun, doch geschah dies nur aus Gewohnheit und Pflichtgefühl, und nicht mehr, wie früher, aus innerem Herzensdrang, und der geheimnisvolle Wonneschauer, welcher sie sonst bei der leisesten Berührung berauscht hatte, wollte sich bei keiner Liebkoßung wieder einstellen. . . . „Was ist das?“ fragten sie sich nun ratlos; „was hat sich denn in mir und in dem anderen geändert?“ Sie suchten und suchten und fanden es nicht, und doch — und doch fühlten sie ihre Liebe langsam aber sicher in ihrem Herzen absterben. Jeder beschuldigte sich verzeifelnd der Treulosigkeit und verzehrte sich in Reue und Kummer und suchte krampfhaft seine immer wachsende Kälte vor dem anderen zu verbergen, indem er sich zu verdoppelter Aufmerksamkeit zwang, sich noch seltener, denn sonst, allein zeigte und die äußerlichen Liebesbeweise übertrieb. So galten beide im Insektenreiche mehr denn je für ein glückliches, musterhaftes Ehepaar.

Dafür litten sie innerlich um so schrecklichere Qualen — denn was ist trauriger als eine Ehe, in der die Liebe der Gleichgültigkeit — und die Gleichgültigkeit nach und nach der Abneigung weichen muß. — Nur noch widerwillig trochen die armen Insektengatten in denselben Blumenkelch, in dem sie sich sonst so zärtlich aneinander geschmiegt hatten. Früher fanden sie dort namenlos süßes Glück und eine nie endende Liebeswonne, jetzt trieb sie nur noch die rauhe Notwendigkeit und das peinigende Pflichtgefühl in das gewohnte Nachtquartier. Kuselos wälzten sich die Aemsten auf ihrem weichen, duftigen Blütenlager, und die Gedanken des einen schweiften weit ab von denen des anderen. Erst eine unruhige Bewegung seines Nachbarn erinnerte den schlaflosen Gatten plötzlich, daß er nicht allein sei, und zwang ihn zu einer gleichgültig höflichen, manchmal wohl auch zu der verstimmt und gelangweilten Frage nach dem Befinden seines Lagergenossen. — Namenlos traurig war diese nächtliche Einsamkeit zu zweien, und doch mußten die Lieblosen fast noch Schlimmeres am Tage erleiden. Sie hatten sich früher niemals gelangweilt, sie hätten leicht die ganze Welt entbehren können; denn sie genügten sich und fanden stets etwas Neues und Interessantes zu besprechen. Jetzt hatte sich alles mit einem Schlage verändert. Eine drückend bleischwere Langleweilte hatte sich ihrer nun bemächtigt; verstimmt und gleichgültig gähnte der Schmetterling neben seiner Käferin, und diese suchte nun einen Vorwand, um in Vorwürfe auszubrechen, wobei sie sich fast ebenso heftig und maßlos ungerecht gebärdete wie manches zänkische Menschenweibchen. Der arme, geplagte Schmetterling suchte wohl eine geduldige Höflichkeit zu bewahren, die als erste Pflicht dem starken Geschlechte im Verkehr mit dem sogenannten schwächeren anerzogen wird, doch manchmal mußte ihm dennoch die Geduld reizen — dann gab es Thränen ohne Ende, flehentliche Bitten um Vergebung, Versprechungen der Besserung — es gab auch wohl eine Verjöhnung — aber Glück und Liebe gab es nicht wieder.

„Wir sollten uns trennen!“ dachte jedes der unglücklichen Insekten heimlich. „Ich bin noch jung; vielleicht könnte ich noch glücklich werden. Muß ich mich denn zu Tode quälen lassen? — Die Sonne scheint noch goldig und warm, das duftige Gras ist noch grün und saftig, der Tau glänzt noch auf den bunten Blumen. Noch bin ich jung und hübsch, mancher hat mir schon Artigkeiten gesagt. Warum sollte ich nicht noch einmal lieben und geliebt werden? Vielleicht wird mir

ein neues, schöneres Glück erblühen, sobald ich nur meine Kette zerrissen habe!“

So dachten beide, doch keines wagte es auszusprechen. Wohl hatten sie einst den Mut gehabt, ihren Eltern, dem ganzen Insektenvolk, ja dem Naturgeetze selbst zu trotzen in dem siegreichen Gefühl ihrer Liebe; jetzt fühlten sie sich ihrem eigenen Entschlusse gegenüber schwach und feige und schrakten in unüberwindlicher Mutlosigkeit vor der Notwendigkeit zurück, offen zu bekennen, daß sie sich getäuscht hatten. Sie wußten ja, daß sie als das musterhafteste Ehepaar allgemein verehrt waren, und wagten es nicht, die Achtung ihrer Mitbürger zu verscherzen.

Trotzdem sehnten sie sich namenlos nach Befreiung von der sie immer schwerer drückenden Kette. Wie leicht war das zu erreichen! Solche Scheidungen sind im Insektenreiche durch-aus nichts Ungewöhnliches, ja, man findet dort sogar, daß es viel ehrlicher ist, sich beizeiten in Frieden zu trennen, als sich ein gemeinsames Hölleleben zu bereiten und sich so gegenseitig zu Tode zu martern.

Die beiden Aemsten wußten das alles, trotzdem konnten sie sich nicht entschließen ehrlich zu sein; sie quälten sich, wurden bleich und elend, trennten sich aber nicht, aus Furcht vor dem erstaunten Gesicht ihrer hohen Protektorin, der Fee Smaragda, aus Rücksicht für die Käfer-Eltern, welche ihre Kinder noch immer für ein musterhaftes Ehepaar hielten, und aus Angst, das sichernnde Zirpsen der klatschfüchtigen Grasnachbarn anhören zu müssen, welches gewiß nicht ausbleiben würde.

So verging ein Tag nach dem anderen. Die Blätter fingen an gelb zu werden, und das weiße Insektenblut begann langsamer durch die winzigen Körper der beiden Lieblosen zu fließen. — Jetzt haften sie sich bereits; denn sie fühlten sich älter werden und wußten, wie wenig Lebenszeit ihnen noch übrig blieb. Nun war es allerdings zur Scheidung zu spät. Die Jugend und ihre goldenen Hoffnungen auf ein neues Glück lag weit hinter ihnen und ließ sich nicht mehr zurückrufen. Sie überhäuften sich fortgesetzt mit den bittersten Vorwürfen, aus denen immer wieder dieselben Worte erklangen: „Um deinetwillen bin ich elend geworden; denn ich habe dir alles geopfert und nichts — gar nichts dafür empfangen.“

Selbst die ersten Wochen ihres jungen Liebesglückes hatten die Hadernden allmählich vergessen! — Die glühende Leidenschaft, welche sie einst so sehr beseligt hatte, mußte doch wohl nur eine Täuschung gewesen sein. Sie existierte ja nicht mehr, folglich hatte sie auch niemals existieren können! Ihre frühere Zärtlichkeit hatte sich vollends in Haß und Groll verwandelt, und dieser Haß wuchs mit jedem Tage, ja mit jeder Stunde. — Vor der Welt indessen wußten sie noch immer Frieden und Glück zu heucheln und galten nach wie vor für ein musterhaftes Ehepaar. Noch immer blickten die Käfer-Eltern in grenzenloser Bewunderung zu ihrem schönen, geflügelten Schwieger-sohn empor, und der Schmetterlingsvater drehte immer noch höchlich erstaunt sein sorgfältig gefärbtes Fühlhörnchen und kniff seinem „schneidigen“ Schwiegertöchterchen in die Backen, vernüßlich summend: „Famose kleine Person! Hätte nie geglaubt, daß sie den verdammten, jungen Sausewind so fest in die Kandare nehmen würde. Kolossale Leistung! Auf Ehre!“

Eines schönen Tages fühlte sich der Schmetterling plötzlich recht krank und elend. Er hatte zwar schon lange an Fieber und Schwäche gelitten, doch gestaltete sich diesmal der Anfall viel bedenklicher als sonst. Ein seltsames Herzklopfen quälte ihn, und seine Flügel wollten ihn nicht mehr tragen, so daß er endlich sich in einer hohen Glockenblume niederlegen mußte. Er rief nach der Käferin — doch diese ließ sich recht lange nicht blicken, und als sie endlich langsam den Stengel herangekrochen kam, sah der kranke Schmetterling, daß ihre rotgoldenen Schuppen über und über mit braunen Flecken bedeckt waren. Mit besorgter Miene näherte sich die Käferin dem Schmerzenslager ihres Gatten — dieser richtete sich mit Anstrengung auf. Ein seltsam sader, süßlicher Duft strömte ihm plötzlich entgegen, ein Duft, den er bereits auf den Blättern

der weißen Nette gespürt, an welcher er kurz zuvor genascht hatte. Eine fürchterliche Ahnung stieg in seinem schmerzenden Köpfschen auf: „Wo warst du? Wie siehst du aus?“ fragte er, mit aller Gewalt sich zur Ruhe zwingend. — Da erblickte auch die Käserin die braunen Flecke auf ihrem Schuppenkleide und verfärbte sich einen Augenblick. Dann antwortete sie harmlos: „Ich hatte mich in einem Tollkirchenstrauch verirrt, eine der Beeren wird überreif gewesen sein und mich mit ihrem Saft bespritzt haben.“ Da wurde es dem armen Schmetterling mit einem Male klar, woher der süßliche Duft der Nelkenblume und seine grimmigen Schmerzen stammten. — „Mörderin, elende Giftmischerin!“ rief er mit letzter Kraft und stieß die Käserin mit verzweifelter Anstrengung von dem hohen Stengel herunter. Dann klappte er seine schönen, silbernen Flügel zusammen und lag nun bleich und tot auf den blauen Blättern der Glockenblume, während die Käserin, von dem Sturz zerschmettert, im grünen Grase verendete.

Gegen Abend fand ein feierlicher Leichenzug statt. Das ganze Insektenvolk begleitete die beiden Leichen, und die Fee Smaragda erschien in höchsteigener Person mit einem Trauerschleier auf dem schönen, blonden Kopfe. — Überall, wo der Zug vorüber mußte, erhob sich ein mitleidiges Zirpen und Summen. Die musterhaften Insektengatten waren selbst im Tode musterhaft geblieben; denn keiner ahnte, was sich auf der hohen Glockenblume zugetragen hatte. Die trostlosen alten Käferleute weinten sich zwar halb zu Tode über den Verlust des idealen Schwiegerjohnes, doch fanden sie es bei allem Schmerz höchst natürlich, daß ihre goldrote Einzige einem solchen Gatten, getreu bis in den Tod, gefolgt war, und selbst der Papa Schmetterling ließ die Fühlhörner traurig hängen und summete betrübt: „Das kommt alles von den abhurden, modernen Leidenschaften — zu meiner Zeit —!“ Er konnte nicht ausreden, denn er mußte einem reizenden kleinen Käferbäschen galant das Fühlhörner reichen, um die in Thränen schwimmende Schöne aufrecht zu erhalten.

Nur eine kleine, unscheinbare Motte hatte die Wahrheit zu durchblicken vermocht. Freilich betete sie schon lange heimlich und hoffnungslos den schönen, silberweißen Schmetterling an, und die Augen der Liebe und Eifersucht sehen doppelt scharf — auch im Insektenreiche. Mit stets wachsender Traurigkeit hatte das kleine, graue Geschöpfchen gesehen, wie das schöne Ideal ihrer Träume immer schwächer und unglücklicher wurde, und es litt deshalb die furchtbarsten aller Qualen, welche nur diejenigen verstehen können, die einen Geliebten dem Tode langsam entzuziehen sehen und ihm nicht zu helfen vermögen. — Jetzt schlich die kleine Motte traurig hinter dem dufenden Sarge einher, welcher aus einem großen Rosenblatt kunstvoll gefertigt war. Groll und Abscheu füllten ihr schmerzlich zukendes Mutterherzchen bei dem Anblick der Käserin, welche noch im Tode ihren Gatten nicht freigeben wollte, und gern hätte die arme Motte laut ausgerufen: „Nehmt die abscheuliche Leiche fort; denn die Käserin ist ja eine Mörderin gewesen!“ Doch sie wußte, daß man ihr nicht glauben würde, wenn sie die tugendhafte Gattin anzuklagen wagen würde — und so weinte sie still vor sich hin, was niemandem besonders auffiel, da so viele Thränen bei dem Begräbnis des musterhaften Insekten-Ehepaars flossen.

Am selben Abend saß ich bei offenem Fenster an meinem Schreibtisch. Plötzlich sah ich eine kleine, graue Motte in mein Windlicht fliegen. Besorgt verschreckte ich sie zwei- bis dreimal, denn ich liebe jede lebende Gotteskreatur, die kein Menschenantlitz trägt — allein das eigensinnige Insekt kehrte immer wieder zur Flamme zurück, in welcher es endlich liegen blieb. Behutsam zog ich es heraus und legte das halb tote Geschöpfchen auf meine Schreibmappe; nur noch leise vermochte es die arg verbrannten, grauen Flügeln zu regen. Da ergriff mich tiefes Mitleid, und ich sagte unwillkürlich halblaut: „Armes Tierchen, ich habe dich oft genug vor der tödlichen Flamme gewarnt!“ Da hörte ich plötzlich die sterbende Motte leise aber deutlich in meiner geliebten Muttersprache zirpen: „Der

Tod schreckt mich nicht, — ich habe ihn ja gesucht, — doch da du so gut zu uns bescheidensten Gotteskindern bist, so will ich dir meine Lebensgeschichte erzählen. Fürchte dich nicht,“ fügte die Motte hinzu, als ich ein auffallend erstauntes Gesicht zeigte, „es spricht keine Teufelslist aus mir — der himmlische Vater gönnt eine letzte Freude jedem seiner Geschöpfe, welches an gebrochenem Herzen sterben mußte. Und so habe ich von ihm die Erlaubnis erbeten, dir meine Leiden erzählen zu dürfen, damit sie meinen Mitinsekten und auch anderen vornehmeren Gottesgeschöpfen zur Lehre dienen können.“

Und sie erzählte mir nun alles, was ich selbst meinen Lesern getreu wiederzugeben versucht habe.

Heinrich Heine und unsere Zeit.

Eine litterarhistorische Skizze

von
Leo Berg.

I.

Heine muß es selbst wohl am besten gewußt haben, daß irgend ein Etwas in seiner Persönlichkeit sei, das seine besten Freunde, seine begeistertsten Anhänger nicht für die Dauer würden aushalten können. Gegen Heine als Mensch sprach sehr vieles. Er hatte mutwillig seine treuesten Freunde zu Widersachern gemacht; an ihm hatten noch alle Enttäuschungen erfahren. Selbst seine Feinde hatte er enttäuscht — das allergefährlichste Beginnen. Er verwundete, wo er geliebt wurde, er lachte höhnisch, wo er bewundert wurde. Was sollte man auf die Länge dazu sagen? Die wenigen, die ihm treu blieben, waren fast nur Privatpersonen, Menschen, die mit der Litteratur nichts zu thun hatten, und denen der Poet in Heine vielleicht noch das allergegütigste war. Und es gab vielleicht nur eine einzige Person, die ihn sein ganzes Leben lang geliebt hatte und niemals an ihm irre wurde, und das war seine eigene Mutter.

Anderer wurden später mit ihm veröhnt. Das Mitleiden mit dem kranken Poeten, dem Inzassen der Matragen-Gruft, hatte die feindseligen Empfindungen gegen den unseligen Spötter überwunden. Den Tönen, welche er noch ganz zuletzt im „Romancero“ anstimmte, konnte man am Ende sein Herz nicht mehr verschließen. Das war echt; aber — und nun war auch der Ton gefunden, den man ihm selber gegenüber anzustimmen hatte. Man erkannte und beklagte das reiche Leben in ihm, das sich selbst vergeudete, hier litt und sang ein Selbstzerstörer, ein begabter Unheiliger.

Als der Unreine unter den Reinen ist Heine nun einmal in die deutsche Litteratur eingezogen, als einer, dem man nicht über den Weg traut, den man am liebsten vom Parnas vertrieben hätte, wenn er nur nicht gar zu genial gewesen wäre!

II.

Die Litteratur über Heine hat sich nachgerade bis ins Unübersehbare aufgehäuft und ihn selbst beinahe erdrückt. Wer immer auch über ihn geschrieben hat, sah sich von vornherein verpflichtet, ihn entweder zu verdammen oder zu verteidigen.

Was warf man Heine von je vor? Er sei nicht Goethe, er sei auch nicht Uhland oder Eichendorff oder Mörike! Seine Poesie stehe nicht auf dem geheiligten Boden deutscher Poesie. Er sei im besten Falle ein Gallier! — Und wie verteidigte man ihn? Seine Poesie sei zwar gemäß seiner Zeit und seiner Individualität anders als diejenige Goethes, Uhlands oder Eichendorffs. Aber sie sei doch demselben Boden entwachsen, er sei jenen durchaus verwandt. Goethe und Heine, das war von je der Stolz seiner Verehrer und die Enttäuschung seiner Gegner! Und in diesem Goethe und Heine scheint mir der Kardinalpunkt der gesamten Heine-Litteratur und zugleich

auch der Kardinal-Fehler derselben zu liegen. Erst wenn der Schwerpunkt der Heine-Wissenschaft von dieser Stelle verrückt sein wird, erst dann wird es möglich sein, Heine als literarische Totalität ganz zu verstehen und völlig zu würdigen.

Sch glaube schwerlich, daß diese Betrachtungsweise den Philister gerade versöhnlicher stimmen wird, ihn, den nur die Rechtfertigung der Gegenwart durch die Vergangenheit versöhnt, ihn, der nie begreift, daß gerade in der Empörung gegen die Vergangenheit, in dem Sichemporheben über dieselbe die Größe jeder neuen Zeit besteht. Die historische Betrachtungsweise hat keineswegs den absoluten Wert, der ihr beigelegt wird.

III.

Daß gegenwärtig wieder so viel Stimmung gegen Heine gemacht wird, versteht sich von hier aus leicht. Der sentimentale Heine, der einst das Entzücken aller mondshcheinverklärten Herzen war, der romantische und noch dazu unechts-romantische Heine hat sich heute überlebt. Für die Liebchen der Waldböglein haben wir (allen guten Genien sei es gedankt!) keine Ohren, für das stille Blühen der Waldblümlein keine Augen und für alle Art von Sentimentalität keine Zeit mehr.

Was blieb übrig? Der unhistorische Heine, der Empörer und Zerstörer, kurz der ganze Rest des unverstandenen Heine.

Gegen dieses Phänomen aber mußten wir uns wehren! Denn wir sind ein historisches Volk geworden, ein Volk, das mit Vorliebe in seiner Vergangenheit schwelgt und das vor allen Dingen in seiner Vergangenheit seine Rechtfertigung findet. Heine war nicht diese Rechtfertigung, weder in politischer noch in sozialer, weder in künstlerischer noch in religiöser und am allerwenigsten in psychologischer Hinsicht; — das ist nun einmal von allen zukünftigen Heine-Biographen und Heine-Forschern festzuhalten!

Ob Heine überhaupt keinen Glauben hatte und so ganz gott und ideallos war, wie ihm jetzt seit mehr als zwei Menschenaltern manusehzt vorgeworfen wird, diese Frage wird erst von späteren Geschlechtern, die über derartige Probleme etwas tiefer nachgedacht haben werden, endgültig auszumachen sein. Aber eines steht fest, und darüber werden die Heine-Apologeten das deutsche Volk nicht mehr täuschen können, daß Heine nicht den Glauben und die Ideale seines Volkes — und zwar in keiner Beziehung — hatte. Seine ganze Erscheinung, seine Abstammung, sein Gebaren stand in striktem Widerspruch zu dem, was bisher als recht und heilig galt. Über diesen Widerspruch konnte nur der unechte Heine, konnte nur das Faszinierende seines Geistes hinwegtäuschen. Der echte Heine hingegen, der zukünftig eines der interessantesten Probleme für Litteratur-Psychologen bieten wird, und über den das letzte Wort noch nicht gesprochen ist — heute weniger denn je —* dieser echte Heine ist jedenfalls nicht nach dem Geschmacke der gegenwärtigen Generation, wie sich bei der Denkmals-Affaire so eklatant gezeigt hat.

Nun hat aber jedes Volk und jede Zeit das Recht, ihren Geschmack und ihren Willen zur Geltung zu bringen und alles Feindliche und Widerwärtige zu bekämpfen, selbst zu vernichten. Genug, wenn dieser Kampf nur ehrlich, wenn er kraftvoll geführt wird!

Schauen wir diesem Kampfe ein paar Augenblicke zu!

* Was den Heine-Forschern fast allesamt fehlt? Das ist die Protesis-Kraft ihres Dichters, die es ihnen ermöglichte, diesem in jede Gestalt nachzuschlüpfen, ihm überall hin nachzuliegen, wohin auch sein Genius den Flug genommen, wohin auch immer er sich verirrt und verlogen haben mag! Statt dessen war man von je bemüht, den so unendlich glieder- und winkelreichen, den nur gar zu empfindlichen Leib der Heineischen Dichtung auf irgend ein Prokrustesbett zu spannen, bald auf das historisch-philosophische Hegelsche Ästhetik, bald auf das naturwissenschaftlich-dogmatische moderne Kunst-Anschauung (z. B. neuerdings Wilt, Bötsche in seiner bei Hermann Dörjelen in Leipzig erschienenen Schrift über Heine). — Man ist überall nicht Psycholog genug, man ist vielleicht auch nicht Künstler, man ist jedenfalls nicht unabhängig genug, um der ganzen Vielseitigkeit und Gegenfälligkeit des H'schen Geistes, um seiner Virtuosität völlig gerecht werden zu können.

IV.

O, wenn es nur ein Kampf wäre! Wenn geistige Mächte gegen Heine vorgeführt würden! Wenn literarische Waffen zur Verwendung kämen! Wie interessant, auch wie nutzbringend müßte doch dieser Kampf sein! Aber — der Krieg, der gegen Heine seit einem halben Jahrhundert geführt wird, ist kein intelligenter Krieg, der Ton, in welchem in den weitaus meisten Fällen gegen ihn gepredigt wird (vom alten Gödese bis zum jungen Kirchbach, von Treitschke bis Victor Hehn, von Menzel bis Kanthippus) ist kein schöner Ton! Der ganze Inhalt aller dieser Schriften läßt sich beinahe in folgende traurige Tirade zusammenziehen: Es steht schlimm um die deutsche Litteratur! Wo ist er hin, der alte gute deutsche Sang von Goethe und Uhland? Wer hat ihn verdorben? Der Jude Heine! O diese Juden, die an allem ihren verruchten Wisz versuchen, ein Volk ohne Pietät und Moral, ein bemitleidenswertes Volk von Vaterlandslosen! (Hier an dieser Stelle folgt jedesmal eine kleine antisemitische Erholung!) War Heine denn überhaupt ein Dichter? Er war ein großer Vriker, — aber (bei Heine folgt regelmäßig ein aber) seine Vyrif taugt nichts. „Es ist nichts mit dieser Poesie!“ Er war ein gottbegnadeter Poet, aber im Grunde doch ein Poesie-Berberber! Heines Wisz! Ja, dieser jüdische Wisz! Die Juden haben Wisz. Aber das ist im Grunde gar kein Wisz — die Juden haben auch wieder keinen Wisz (das hat z. B. Kirchbach bewiesen), wenigstens nicht den germanischen Wisz, den Humor, der „unter Thränen lächelt,“ welcher süßt, indem er verwundet. Heines Wisz ist auch nicht der Wisz Lichtenbergs oder Voltaires. Heine und Börne — sie werden ja noch immer gemeinsam gepriesen und gemeinsam verdammt, sie, zwischen denen eine Kluft liegt, noch weit klaffender als zwischen Goethe und Heine! — sie besaßen nur die Fähigkeit, die man bei jüdischen Ladenjünglingen häufig findet, alle möglichen Töne, das Flöten der Nachtigall und das Trillern der Lerche u. s. w. nachzuahmen. Darauf glaubt Hehn z. B. ihre Bedeutung reduzieren zu müssen. Heine hat's nur den deutschen Nachtigallen und Lerchen, den Goethe und Eichendorff, den Uhland und Wilhelm Müller, nach Art jüdischer Ladenjünglinge, nachgemacht. Doch nirgends ein echter Ton. Und Heines Wisz — das hat wieder Kirchbach bewiesen — ist nur ein Clowns-wisz, der Wisz von Ellenreitern und Weinreisenden und für Ellenreiter und Weinreisende, womit aber Kirchbach beiseite nicht etwa einem „wohlachtbaren Stande“ zu nahe getreten sein möchte! Schließlich ist Heine auch nicht einmal ein Jude (der Bedauernswerte!); alle anständig gesinnten Juden sollten ihn von ihren Hochschöhen schütteln, ratet Kanthippus, der natürlich kein Antisemit ist. Keiner ist ein Antisemit, der gegen Heine schreibt!

V.

Aber — so zeterten wieder andere — wie durfte man Heine überhaupt ernst nehmen! Er, der selbst nichts ernst genommen hat!

Das kam sehr drollig zu Tage, als kürzlich eine wissenschaftliche Ausgabe von Heines Werken und ein wissenschaftlich besorgter Neudruck der ersten Ausgabe des Buchs der Lieder in Seufferts Neudruck herausgegeben wurde! Man fängt also schon an, Heine wissenschaftlich zu nehmen, sezpte der „Litterarische Merkur,“ Heine und die Wissenschaft, entriesteten sich die Grenzboten!

Man denke: Heute, da jeder kleinste Dichterling mit wissenschaftlicher Weitsehigkeit behandelt wird! Man wird doch am Ende noch bei der Herausgabe von Neudruckten sorgfältig und wissenschaftlich verfahren dürfen!

VI.

Man hat es nie begriffen, daß es gerade Heines große Offenheit gewesen ist, sein Blick für Gözen, für alle Art von konventionellen Lügen, sein Wille, sich vor allem selbst nichts vorzumachen, seine ständige, resolute und nie verschwiegene

Selbstkritik, daß es gerade dies gewesen ist, das ihm so viel Haß und Widrigkeiten bereitet hat. Heine der Erzheuchler, der „typische Lump“ ist nachgerade zum Dogma in der deutschen Literatur geworden.

Man höre Hehns Paraphrase zu Heines Liedchen: „Mir ist, als ob ich die Hände aufs Haupt dir legen sollt“ u. s. w.

„... Heine segnend! Heine betend! Nie haben unreinere Hände gesegnet, nie ein überzeugungsloseres Herz ein lästerlicheres Gebet eingegeben! Wie wird er sich ins Häufchen gelacht haben, wenn treuherzig-dumme Germanen sich von solchen Stücken rühren ließen“ (Gedanken über Goethe, S. 160).

Victor Hehn ist, wie schon die Stelle von der Imitationskunst jüdischer Ladenjünglinge zeigt, entschieden phantasiereich. Das beweist er auch unter anderm durch folgende geistreiche Kombination: Heine hat nach ihm die Deutschen in einen solchen Haß gegen Goethe getrieben, daß es z. B. bloß Goethes Empfehlung bedürfte, um einen Mann wie den Grafen Pückler, der noch zum Unglück ein Aristokrat war, von vornherein literarisch mundtot zu machen!*

VII.

Heines Lyrik ist „die Enttheiligung der Goetheschen,“ sagt Hehn auf derselben Stelle.

Man sieht: Es ist nur zu wahr, daß aus der Formel „Goethe und Heine“ sich alles Unglück herschreibt.

So beginnt auch Xanthippus gleich: „Was mich veranlaßt, zu dieser Heine-Litteratur... ein bescheidenes Scherlein beizusteuern, darf ich ohne Annäherung als mein deutsches Empfinden, oder was beinahe dasselbe ist, wie dieses, als meine Liebe zu Goethe bezeichnen.“

(„Was dünket Euch nun Heine?“ Leipzig. Friedr. Wilh. Grunow. 1888.)

Sandvoß — denn dies ist der bürgerliche Name für Xanthippus — faßt die Sache jedenfalls gleich resoluter an, und — wenn man einmal von der Antithese Goethe und Heine ausgeht — auch am richtigen Fleck an.

Alein was Rechtes kommt auch hier nicht heraus. Für wen Heine nichts weiter ist als der „typische Lump,“ das „dreiste Bärtschchen,“ das sich bei Goethe fest einzuführen versuchte, der wird uns schwerlich viel Interessantes über diesen Heine (auch im schlechten Sinne Interessantes) mitzuteilen wissen. Jedes Wort und jede Handlung Heines wird wie von allen Goethe-Priestern, die zugleich Heine-Gegner sind, als eine Manne gegen Goethe und dann gegen die Deutschen aufgefaßt. Wo Heine Goethe anerkennt, thut er's nur aus Zwang und hat seine geheimen Absichten dabei. Hehn meint sogar, Heine habe nur einen Goethe-Enthusiasmus gehenckelt, weil in damaliger Zeit Goethe das Ideal aller geistreichen Tüddinnen gewesen sei, die, wie die Rahel, damals allein einen literarischen Salon gebildet hatten und von großem Einfluß waren. Und mit ihnen durfte es Heine natürlich nicht verderben und deshalb seinen Goethehaß nicht verraten. Daß aber Heine Goethe gehaßt habe, bedarf gar keines weiteren Beweises; denn er mußte ja gefühlt haben, daß Goethe größer war als er; und wie hätte es seine jüdische Eitelkeit geduldet, daß er gegen den Größeren nicht intriguierte!

Was würde man wohl dazu sagen, wenn man anderer Dichter Thun und Lassen also interpretierte? —

VIII.

In Kirchbachs Artikel sah ich ganz deutlich, woran jede Kritik und jede Erkenntnis Heines notgedrungen scheitern muß. Man nimmt Heine wörtlich und nennt dies ihn „erst nehmen,“ man nimmt nämlich seinen Wit, seine Ironie als Ernst.

Was würde man wohl zu einem Kunstschriststeller sagen,

* Wir glaubten an diesem Artikel über den jüngst verstorbenen geistreichen aber schrullenhaften Kulturhistoriker nichts abzuwachen zu müssen. D. Red.

der Böcklin im Sinne des hausbackenen Realismus kritisierte! Kirchbach hält sich über die Nachtigall auf, die er bei Heine des Tages schlagen hört. Er merkt also nicht, daß Heines Poesie zum Teil Traumpoesie ist so wie Böcklins Kunst visionäre Kunst ist, und daß mithin bei dem einen wie bei dem andern in solchen Fällen auch nur von einer visionären oder traumhaften Realistik die Rede sein kann. Im Traum aber sind alle jene hübschen Dinge zusammen, die in Wirklichkeit niemals zusammen kommen können.

Alle realistische Kritik, die nicht von Haus aus flach und banal sein will, muß sich auf Psychologie aufbauen.

Alein, was kommt es den Anti-Heine-Fanatikern auf Realismus oder Nicht-Realismus an! Hier bekämpft man ihn, weil er nicht Realist ist, und im nächsten Augenblick, weil er zu sehr Realist, weil er schamlos realistisch ist.

Ähnlich geht es mit der Technik Heines. Für Kirchbach ist er zum Beispiel alles gleich auf einmal, Formverlodderer und Formspieler, auf der einen Seite zu abstrakt-alexandrinisch, auf der nächsten schon wieder zu sinnlich, der Effekt-Hascher, ja ein Dichter, dem es sogar nur um Effectchen und Mägchen zu thun ist.

Diese Weise ist für alle diejenigen, welche Heine nicht ausstehen können, eben weil sie mit ihm nicht fertig zu werden vermögen, und die nun blind wütend auf diesen „Größten nach Goethe“ einschlagen, unbekümmert, ob sie den Schädel oder das Nasenbein des Gegners, oder ob sie die Luft treffen.

IX.

Übrigens, bestände nicht noch immer die Idiosynkrasie unserer Litteraturhistoriker, die deutsche Litteraturgeschichte mit dem Jahre 1832 abzuschließen, und demzufolge das Bestreben aller Verletzten und Ausgeschlossenen, die später Kommenden gleichwohl noch in das Westminster der deutschen Poesie hineinzudrängen, d. h. alles, den ganzen Gehalt der späteren Litteratur auf Lessing, Goethe und Schiller abzustimmen — nun mehr müßte es möglich sein, die nachklassische Periode, für welche uns jetzt die neueren großen Erscheinungen der Litteratur die Augen geöffnet haben, anders und wie mich bedünkt vernünftiger zu betrachten.

Nicht Heine ist es gewesen, der den Gegensatz zu Goethe zum erstenmal zum Ausdruck gebracht hat, — eher könnte man ihm vorwerfen, daß er den Gegensatz, der thatsächlich bestand, selbst nicht entschieden genug betont hat. Niemals aber ist dieser Gegensatz schärfer, leidenschaftlicher und blinder hervorgekehrt worden, als durch Kleist. Dieser fühlte sich zum erstenmal als Goethes litterarischer Antipode (was aber bei dieser Gelegenheit wohlweislich verschwiegen wird). Er, dieser typische Rebell, hat Goethe gehaßt, wie nur Luzifer Gott und das Reich der Himmlischen hassen kann. Dasselbe Verhältnis tritt später zwischen Hebel und D. Ludwig einerseits und Schiller andererseits zu Tage.

Was Heine betrifft, so beginnt seine Reaktion nicht gegen Goethe und gegen alles, was groß und lebendig war, sondern gegen alles, was Traum und nicht wirklich ist, was tot ist und doch „Leben spielt.“

Hierin ist Heine ein direkter Vorgänger der modernen Naturalisten. Gegen das Traumleben der Romantiker in Kunst und Leben mußte er reagieren. Seine helle Geistigkeit wehrte sich wider alles Mächtige und Schattenhafte; deshalb auch wider seine eigene Poesie, die, wie gesagt, eben selbst guten Theils Traum-Poesie gewesen ist.

X.

Heine beginnt gleich mit Traumbildern; er stürzt sich schon im Anfang in den Kampf mit Gespenstern, deren grauenvoller Wirkung er sich aber niemals ganz entziehen konnte. Doch hier liegt seine Größe nicht. Seine Bedeutung liegt in Erwachen, im Sich-die-Augen-Reiben, im Verschleichen der Träume und Gespenster. Seine Kunst besteht nicht im Festhalten und

Darstellen des Traumes und der Nacht; die größte Wirkung erzielt er noch, wenn er den Halbschlaf, das Erwachen aus einem Traum, das Tändeln mit Träumen, die sich leicht verschleichen lassen, darstellt.

Sein Irrtum in späteren Jahren war, zu glauben, er sei erwacht und er habe seine Zeit erweckt. Er habe alles, was gespenstisch sei, verschleucht. Man lese seine Eindrücke, als er nach Frankreich kam. Deutschland war ihm alle Zeit das Land der Gespenster. Auch täuschte er sich, als er sich einbildete, der Morgen dämmere über Deutschland, über ganz Europa herein. Es dämmerte freilich, aber zum Abend! Die Stunde der Gespenster begann erst zu schlagen, als Heine sich schon fast ausgezungen hatte.

Die furchtbare Macht und Tragik einer in die Gegenwart hineinspielenden Vergangenheit, aller verjährten Gedanken und Ideale hat erst der moderne Dichter ganz empfinden und darzustellen vermocht. Es ist eigentlich die ewige Melodie aller modernen Naturalisten, die aber niemals mark- und herzerschütternder klingt, als wenn sie ein Heibel, Zola oder Ibsen anstimmt.

Die Vortragskunst,

ein Stiefkind der höheren Bildungsbestrebungen.

von

Dr. Adrian.

Ja, das ist angeborenes Talent! So hört man viele Leute sprechen, wenn sie eine schöne Deklamation oder eine gut vorgetragene Rede gehört haben. Daß man mit der bloßen Anlage ohne Entwicklung derselben und ohne Übung keine Kunstleistung zu Stande bringen kann, wird gerade auf diesem Gebiete nur zu oft übersehen. Woran liegt das? Zum großen Teil daran, daß die Vortragskunst als solche nicht hoch genug geschätzt wird. Wir sind im allgemeinen nur wenig geneigt, dem guten Vorleser, dem vorzüglichen Redner die Kunst des Vortrags als einen geistigen Vorzug anzurechnen. Sie erscheint den meisten als etwas Außerliches. Wer sie hat, der darf sich ja freuen. Aber wer sie nicht hat, will nicht zugestehen, daß dies ein geistiger Mangel sei. Was sollte ihn auch zu einem solchen Zugeständnis veranlassen? In der höheren Schule, die er durchgemacht hat, ist dies niemals bei der Beurteilung seiner geistigen Fähigkeiten in Betracht gekommen. Seine Eltern haben vielleicht niemals zu ihm gesagt: Darin mußt du dich auch recht tüchtig üben, das ist eine schöne und nützliche Kunst. Und wenn sie es gesagt haben, so haben sie ihm doch keine Anleitung zu plannmäßigen Übungen gegeben. Durch die Vernachlässigung dieser Ausbildung in der Jugend kommt es, daß mancher Gebildete gar keine Ahnung hat von der Möglichkeit des Erlernens der Vortragskunst. Es herrscht große Gedankenlosigkeit in diesem Punkte. Viele, die den Kindern gern das Beste auf den Lebensweg mitgeben möchten, sind über diesen Gegenstand nicht genügend aufgeklärt. Wären sie es, so würde man der Vortragskunst eine viel größere und allgemeinere Pflege zuwenden, als es bisher geschehen ist. Dann würde auch die Wertschätzung dieser Kunst eine andere sein.

Verdient denn aber die Vortragskunst Pflege und Wertschätzung? Gewiß. Erstens bietet sie uns, wie jede andere Kunst, geistiges Vergnügen. Ein kunstvolles Vorlesen und Vortragen weckt im Hörer eine gewisse bereitwillige Freundlichkeit, die dargebotenen Gedanken aufzunehmen. Wieviel schöner erscheinen uns die Worte der Klassiker, wenn eine wohlgebildete Sprache den toten, schwarzen Buchstaben Leben giebt! Wie freut sich der angeregte Geist über die liebliche Nahrung, die ihm geboten wird! Aber nicht nur der Hörer, sondern erst recht der Vortragende hat einen Genuß davon. Liebt er die schönen Worte eines großen Dichters, so fühlt er sich dem

Geisteshelden, dem er Sprache giebt, nahe verwandt und freut sich dieser Beziehung. Trägt er eigene Gedanken und Empfindungen vor, so gereicht es ihm sicher zu hoher Freude, seine Geistesfinder durch einen kunstvollen Vortrag schmücken zu können. Noch viel lieber sich hierüber sagen. Aber es soll zweitens noch hervorgehoben werden, daß diese Kunst für viele Menschen auch von großem Nutzen ist. Gerade für diejenigen, welche durch die höheren Schulen gehen und einen gelehrten Beruf ergreifen sollen, ist fast immer die Vortragskunst nützlicher als jede andere Kunst, durch deren nebenbei betriebene Erlernung der Geist vor Einseitigkeit bewahrt werden soll. Die meisten studierten Leute können in ihrem Berufe die Vortragskunst sehr wohl brauchen. Nicht selten ist sie sogar für die Ausübung des Berufes von größerer Wichtigkeit, als ein umfassendes gelehrtes Wissen. Was nützt dem Professor, dem Prediger, dem Lehrer der oberen Klassen seine Gelehrsamkeit, wenn seine Vortragsweise nicht belebend und anregend, sondern ermüdend und einschläfernd wirkt? Seine Worte sind verloren, sie werden getötet durch den schlechten Vortrag.

In der That ist eine so schöne und nützliche Kunst, wie die Vortragskunst, der größten Beachtung wert. Diese Beachtung wird ihr leider noch nicht genügend zu teil. Wenn in den höheren Schulen hier und da gute Vortragsübungen an die deutsche Lektüre angeschlossen werden, so können dieselben bei der traurig kleinen Zahl der deutschen Stunden doch niemals ausreichen. Und ist es nicht ganz dem Interesse und der Fähigkeit des deutschen Lehrers überlassen, ob nach dieser Richtung hin überhaupt etwas geschieht oder nicht? Leider ist auch in den Häusern nur wenig Anregung und noch weniger richtige Anleitung für die Pflege der Vortragskunst zu finden. In größeren und kleineren Gesellschaften wird viel musiziert und gesungen, aber nur höchst selten hört man darin eine deklamatorische Kunstleistung. Als ob schöne Poesie, mit Wohlklang, Ausdruck und Empfindung gesprochen, nicht eine ebenso gute Unterhaltung ist wie eine Sonate von Beethoven. Sie kommt überall schlecht weg, die arme Vortragskunst. In feineren Kreisen erwartet man Leistungen ohne eine gründliche Ausbildung des vorhandenen Talents. In dieser aber geschieht es. Man glaubt ziemlich allgemein, das Talent für den Vortrag entwickle sich ganz von selbst. Gewiß hat unter günstigen Umständen schon manche glückliche Begabung von dieser Art, obgleich wild aufgewachsen, schöne Früchte gezeitigt. Aber hätte dasselbe Talent bei richtiger, sorgfältiger Pflege nicht noch Höheres erreicht? Und sollten diejenigen, welche nur mit einer mäßig guten Veranlagung für die Vortragskunst ausgestattet sind, bei guter Pflege derselben nicht doch noch etwas Anerkennenswertes leisten können?

Aber wo ist diese gute Pflege zu finden? Wer kann sie bieten? Wie wenige Lehrer, auch von denen, die den deutschen Unterricht erteilen, möchten im Stande sein, einen plannmäßigen Unterricht in der Vortragskunst zu geben! Daß jemand bei einem tüchtigen Schauspieler Stunden nimmt, ausgenommen, wenn er selbst Schauspieler werden will, kommt wohl kaum vor. Und doch wären solche Stunden ebenso berechtigt wie Musikstunden. Für viele wären sie nützlicher.

Wie die Verhältnisse gegenwärtig liegen, würde mancher in Verlegenheit kommen, wenn er für sein Kind nach einem passenden Lehrer in der Vortragskunst suchte. Aber das würde sich ändern, wenn das Verlangen nach Ausbildung in dieser Kunst ein allgemeineres würde. Solange das Gute nicht zu haben ist, muß man das Mittelmäßige nicht verachten. Also sollte man auf eine Ausbildung deshalb nicht verzichten, weil sie nicht die beste sein kann. Tadelnswert aber ist die Gleichgültigkeit, wie sie meistens gefunden wird.

Soll der Vortragskunst Gerechtigkeit widerfahren, soll sie gehoben werden, so muß zunächst bei Kindern darauf geachtet werden, ob und in welchem Maße sie dafür Talent haben. Wie viel versucht man nicht, um herauszufinden, ob ein Kind musikalisch beanlagt ist! Sind nur einige Anzeichen dafür entdeckt worden, so beginnt der Unterricht. Das vorhandene

Talent muß ausgebildet werden, so sagt man. Ebenso sorgfältig sollte man auch bei der Untersuchung der Anlagen zur Vortragskunst verfahren. Ebenso sollte man sich auch da nach entdeckter Begabung zu einer Ausbildung entschließen. Eine solche Ausbildung würde für das Kind lange nicht so schwer, so zeitraubend und so nervenangreifend sein wie die Ausbildung in der Musik.

Ob man wohl viele finden möchte, bei denen sich die Ausbildung lohnen würde? Wie steht es mit dem Talent in dieser Beziehung? Welche Eigenschaften setzt die Vortragskunst voraus? Die erste Voraussetzung, die Sprache selbst, ist mit wenigen Ausnahmen jedem gegeben. Wer gesunde Sprachwerkzeuge hat, kann durch guten Lesunterricht immer dahin gebracht werden, daß er mit deutlicher Aussprache und richtiger Betonung liest und spricht. Das ist die erste Vorstufe. Andere Hilfsmittel der Vortragskunst, wie verschiedene Silbenlänge, Abwechslung in der Tonstärke, Tempo, Pausen, bieten ja auch keine natürlichen Schwierigkeiten. Jeder kann bald laut, bald leise, bald schneller, bald langsamer lesen und sprechen. Aber eine zweite Sache ist das richtige Anwenden dieser Hilfsmittel. Hier kommen wir in das geistige Gebiet. Ehe wir dasselbe betreten, soll noch erwähnt werden, daß eine wohlklingende Stimme mit zu den Gaben gerechnet werden muß, die der Jünger der Vortragskunst füglich nicht entbehren kann. Indessen genügt von dieser Gabe ein bescheidenes Maß, als es für den Kunstgesang nötig ist. Von den Sinnesorganen muß das Ohr in gewisser Beziehung gut entwickelt sein. Es muß seine Unterschiede heraushören können und die Anlage zu einem guten Gedächtnis für Klangbilder in sich tragen. Aber nun die geistigen Eigenschaften. Erwähnt wurde schon, daß solche bei der richtigen Anwendung gewisser Hilfsmittel in Betracht kommen. Ein klar denkender, richtig urteilender Verstand wird dem Vortragenden in vieler Beziehung helfen. Aber er ist doch nicht die Hauptsache. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,“ sagt Faust zu Wagner, der in dieser Kunst gerne etwas profitieren möchte. Es ist wahr, der Vortragskünstler muß Gefühl haben, richtiges, klares, warmes Gefühl für das Schöne und Erhabene. Er muß sich begeistern können für große Gedanken und ihre sprachliche Darstellungsform. Eine glückliche Veranlagung des Gefühlsvermögens muß ihm angehören sein.

Nach dem Gesagten dürfte das Talent für die Vortragskunst wohl nicht seltener zu finden sein, als eine glückliche Begabung für irgend eine andere Kunst. Und was thut's, wenn die Eigenschaften, welche dieses Talent ausmachen, vielleicht nicht allzu oft im höchsten Grade vorhanden sind? Wir wollen ja nicht jedem die höchsten Ziele in der Vortragskunst stecken. Mit einem bescheidenen Maße von Kunstfertigkeit werden viele auskommen und davon doch einen großen Nutzen haben. Für sie ist daher ein mäßiger Grad der Veranlagung ausreichend. Ein solcher Grad würde aber von der Mehrzahl derjenigen erreicht werden, welche einer höheren Bildung zugeführt werden sollen. Ihnen allen müßte die Vortragskunst dargeboten werden. Es giebt auch keine andere Kunst, die gerade für die Schule nützlicher wäre. Die Sprache ist ja das Hauptinstrument, mit dem die Schule arbeitet. Wichtig ist es, daß der Zögling dieses Instrument, diese Brücke der Geister, den Geber geistiger Gaben, ebensowohl richtig als schön zu handhaben versteht. Die Resultate des wissenschaftlichen Unterrichtes werden dadurch in ein viel klareres und angenehmeres Licht gerückt.

Aber wie erlernt man denn die Vortragskunst? Diese Frage kann hier natürlich nicht erschöpfend behandelt werden. Es sollen hier nur einige wenige Punkte berührt werden. Dies soll geschehen, damit wir zum Schluß einsehen können, daß nicht nur das Beherrschen dieser Kunst, sondern auch das Erlernen derselben, an und für sich betrachtet, von mannigfachen Werten ist.

Schon im zartesten Kindesalter kann der Boden für die Vortragskunst vorbereitet werden. Die Eltern und Pflieger müßten sich dessen bewußt sein, daß sie das Kind schädigen, wenn sie zu ihm mit einer undeutlichen, unschönen Aussprache

reden. Noch viel größeres Unheil wird durch Wärterinnen mit einer häßlichen Sprache angerichtet. Das Kind nimmt das Gehörte in sein Ohrgedächtnis auf und ahmt es mit denselben Fehlern nach. Man spreche vor allen Dingen deutlich zu den Kindern. Die zweite Vorstufe ist ein guter Lesunterricht. Der Veselehrer muß dem Schüler ein gutes Vorbild in der Aussprache sein. Deutlichkeit, Klarheit der vokalischen Laute und richtige Betonung müssen beim Lesen mit größter Sorgfalt beachtet werden. Verkehrt ist es, wenn der Lehrer dies überfiehet und allein danach trachtet, den Schüler so schnell wie möglich zum fließenden Lesen zu führen. Auch wenn ein Kind fließend lesen kann, darf man es nie allzu schnell vorlesen lassen. Das ist schädlich. Dagegen ist es nützlich, wenn das Kind oft und viel vorliest. Es müßte dazu auch außerhalb der Schule angehalten werden. Die dritte Stufe ist das Lautlesen von Versen. Man achtet dabei zunächst noch nicht auf die Deklamation. Das kommt später. Man läßt das Kind die betonten und unbetonten Silben scharf unterscheiden, was ihm Vergnügen macht. Ein solches Verslesen ist sehr dazu geeignet, die Betonung der Worte deutlich auszubilden und dem Gedächtnisse für immer zu überliefern. Gleichzeitig aber gewinnt das Kind auch einen sprachlichen Kunstbegriff, nämlich den des Rhythmus. Auf der vierten Stufe beginnen die eigentlichen Kunstübungen. Gerade hier ist es am wichtigsten, daß der Lehrer ein gutes Vorbild geben kann. Das Kind — wir denken uns dasselbe im Alter von zehn bis zwölf Jahren — soll dann nämlich lernen, die Vortragsweise des Lehrers genau nachzuahmen. Zu den Übungen werden gute Dichtungen benutzt, außerdem Prosastücke, in welchen Menschen handelnd und sprechend vorkommen. Der Lehrer liest das Ganze mit bester Deklamation vor, um das Interesse des Schülers zu erwecken. Das Ganze wird dann in möglichst kleine Abschnitte geteilt. Jeder kleine Abschnitt — sei es ein Vers oder eine Zeile oder ein Satz — wird mit äußerster Accurateise behandelt. Der Lehrer liest ihn mehrfach hintereinander vor und lenkt des Schülers Aufmerksamkeit auf die Verschiedenheit der Tonstärke, des Tempos, des Klanges. Er erklärt, weshalb er die Stimme an der einen Stelle hebt, an der anderen senkt, hier schneller, dort langsamer liest, und dem Klange bald eine dumpfere, bald eine hellere Farbe giebt. Die Bedeutung der Pausen wird nicht vergessen. Dann erst wird der Schüler aufgefordert, den Abschnitt nachzulesen. Der Lehrer achtet dabei auf den kleinsten Fehler und korrigiert ihn. Das Nachlesen wird so lange wiederholt, bis alles in Ordnung ist. Darauf werden die Abschnitte verbunden. Am Schluß dieser Übung empfiehlt es sich, das Ganze auswendig lernen zu lassen. Nach einer solchen Vorbereitung ist das Auswendiglernen leicht und interessant. Niemals darf man es umgekehrt machen, erst ein Gedicht lernen lassen und dann die Deklamation desselben üben. Der Schüler lernt sich in diesem Falle zugleich mit dem Gedicht die schlechte Vortragsweise ein, die sein unvollkommener Standpunkt demselben giebt. Nachher kann sie nur mit der größten Schwierigkeit ausgelöscht werden.

Von dieser Stufe des genauen Nachahmens muß dann der Schüler allmählich auf eine höhere geführt werden, wo die Kunstübungen einen mehr selbständigen Charakter tragen. Schwungvolle Gedichte und Dramen sind für diese Übungen besonders geeignet. Bei dem Schüler muß Verständnis für den dargebotenen Stoff und ein gewisser Empfindungsgrad vorausgesetzt werden können. Der Lehrer sucht durch vorausgeschickte Bemerkungen den Schüler für den Stoff zu erwärmen, zu begeistern. Er sagt, aus welcher Empfindung heraus die Worte zu verstehen sind. Bei Dramen bespricht er die Charaktere der handelnden Personen. Ein einmaliges Vorlesen von seiten des Lehrers wird meistens schon genügen. Hat der Schüler die deklamatorischen Übungen der vorangegangenen Stufe in ausgedehntem Maße betrieben, so wird er in befriedigender Weise nachlesen können und nur selten korrigiert werden dürfen. Auf dieser Stufe wird beim Vortrag auf die Tonart, die Charakteristik, den Schwung und die Mitempfindung

zu achten sein. Schöne Stellen können genauer behandelt und gründlicher geübt werden.

Leicht wird sich derjenige in der Vortragskunst allein weiter fortbilden können, dem ein guter Unterricht, dessen Umrisse wir gezeichnet haben, Anregung, Verständnis und genügende Übung dargeboten hat. Er wird gern anderen vorlesen und sich dadurch weitere Übung verschaffen. Falls er dazu nicht reichliche Gelegenheit hat, muß er für sich allein laut lesen. Viele ahnen gar nicht, wie viele Vorzüge das laute Lesen hat. Aber eine Sache von großer Wichtigkeit für jedes Lautlesen, falls dasselbe eine Vortragsübung sein soll, ist die folgende. Man darf nicht unbekannte Sachen gleich laut lesen. Das Lesen vom Blatt, wie es genannt werden könnte, wird immer nur mäßig gut gelingen. Erst muß man durch eine stille, mit Nachdenken verbundene Lectüre sich mit dem Gegenstande vertraut machen, ehe man es unternehmen darf, ihm in der Sprache Leben zu geben. Erst muß man die Gedanken und Empfindungen beherrschen, ehe man bei der sprachlichen Darstellung die Vortragsweise und den Ton richtig treffen kann. Zum Lautlesen wähle man vorzüglich solche Stoffe, die einem gefallen, mit denen man sympathisiert. Durch wiederholtes Lesen suche man ihnen näher und immer näher zu rücken. Bei solchen Bestrebungen wird das Altbekannte einem nicht langweilig, sondern immer neu und schön vorkommen. Hat man ein gutes Vorbild gehört, einen Schauspieler oder Deklamator, so lese man, während der Eindruck noch frisch ist, sich selbst das Gehörte laut vor und suche dabei das Vorbild nachzuahmen. Auch eine eindrucksvolle Rede suche man, so gut das Gedächtnis dies erlaubt, sich selbst vorzutragen.

Aus dem Gesagten ist wohl ersichtlich, daß es Übungen mannigfacher Art für denjenigen giebt, welcher planmäßig in die Vortragskunst hineingeführt werden soll und sich selbst weiterführen will. Von der Gründlichkeit und Ausdehnung dieser Übungen wird viel für den Erfolg abhängen, von der Lust und Liebe des Betreffenden zur Sache natürlich auch. Wir glauben aber, daß Kinder sowohl als Heranwachsende die Gelegenheit zu einer gründlichen Ausbildung in der Vortragskunst im allgemeinen mit Freuden ergreifen würden. Auch den Mädchen sollte diese Gelegenheit geboten werden. Die zukünftigen Mütter müssen deutlich und schön sprechen. Sie müssen nachher ihren Kindern gut vorlesen können und dieselben zum Nachlesen anhalten. Sie müssen das Gefühl für die Schönheit der Sprache im Kinde entwickeln helfen.

Betrachten wir die Übungen, welche das Erlernen der Vortragskunst mit sich bringt, so ergeben sich neue Gesichtspunkte, welche die Pflege dieser Kunst empfehlen. Es läßt sich behaupten, daß nicht nur das Ziel selbst, sondern schon der Weg zum Ziele uns durch schöne und nützliche Gaben erfreut. Das Erlernen der Vortragskunst belohnt sich selbst. Auch wer nicht dazu kommt, die gelernte Kunst anzuwenden, darf die auf die Übungen verwendete Zeit nicht als verloren betrachten. Diese Übungen haben, an und für sich genommen, in mehrfacher Beziehung einen nicht geringen Wert. Doch laßt uns etwas genauer zusehen.

Es ist gar kein Zweifel, daß häufiges Vorlesen und Deklamieren mit gehobener Stimme der Lunge sehr zu gute kommt. Demosthenes war als Knabe schwächlich und kränklich. Er hatte einen kurzen Atem und eine schwache Stimme. Aber durch seine unermüdet fortgesetzten Übungen brachte er es zu stande, daß sein Atem Ausdauer bekam und seine Stimme stark wurde. Der berühmte Schauspieler und Deklamator Palleste sagt von sich: „Eine kerngesunde Lunge, ja eine dauerhafte allgemeine Gesundheit erhielt ich erst durch anhaltendes Exercitium beim Rollenlernen und Vorlesen.“ Für einen so wichtigen Lebensfaktor wie die Lunge sollte man bereit sein, etwas zu thun. Unsere Zeit denkt ja so sehr an die Gesundheitspflege. Man turnt, um die Glieder zu kräftigen. Daher sollte man auch die Bedeutung des lauten Vorlesens für die Kräftigung der Lunge nicht übersehen.

Niemand kann einen Stoff auch nur einigermaßen gut

vortragen, mit dem er nicht genau bekannt ist. Indem die Vortragsübungen, an wertvolle Werke der Litteratur angeknüpft, zum genauen Durchdenken und Durchfühlen des gegebenen Stoffes auffordern, sind sie von hoher Bedeutung für ein tieferes Verständnis der Litteratur. Daß außerdem das Interesse für dieselbe durch die Vortragskunst außerordentlich belebt wird, steht wohl über jedem Zweifel.

Ebenso zweifellos ist es, daß die Vortragsübungen zur Entwicklung des ästhetischen Gefühls beitragen werden. Dieses Moment ist nicht gering anzuschlagen. In unseren Bildungsanstalten arbeitet man vorwiegend an der Entwicklung des Denkvermögens. Aber das Fühlen ist ja auch eine Geistesfunktion. Gerade das ästhetische Gefühl, das Gefühl für das Schöne und Gute, wird mit Recht von vielen für den edelsten Teil des menschlichen Geistes gehalten. Daher sollte uns die Erziehung dieses Gefühls am Herzen liegen. Daher sollte man auch die Gelegenheit benutzen, welche das Erlernen der Vortragskunst gewährt.

Noch auf einen Punkt soll schließlich aufmerksam gemacht werden. Dies ist die Förderung der schriftlichen und mündlichen Ausdrucksweise, des Stiles. Viele hoffen ihren Stil zu verbessern, wenn sie viel lesen. Aber die meisten derselben lesen nur mit den Augen, nicht mit dem Munde. Und wie schnell wird oft mit den Augen gelesen! Dabei kam höchstens der Inhalt, aber niemals etwas von der Form im Gedächtnis zurückbleiben. Wer seinen Stil bilden will, der lese laut, damit die Form durch das Ohr in den Geist hineinkommen kann. Er lese laut mit möglichst gutem Vortrage. Je besser er liest, um so leichter wird er im Gelesenen die Schönheiten und Vorzüge des Stiles herauserkennen und nachahmen können. Je besser er liest, um so mehr wird er dazu aufgeleitet sein, sich selbst etwas vorzulesen und diesen Weg zur Ausbildung des Stiles einzuschlagen. Manches ließe sich noch sagen, wie das häufige Lautlesen auch den freien Vortrag, überhaupt das zusammenhängende Sprechen fördert. Doch dies soll hier keine Stelle finden.

Das Gesagte wird genügen, um einzusehen, daß der Vortragskunst ein Platz unter den Bildungsmitteln des Geistes gebührt. Das Streben nach höherer Bildung, welches in unserer Zeit ja so allgemein ist und so viele Dinge in seinen Betrachtungskreis hineinzieht, hat allen Grund, sich um die Vortragskunst zu kümmern und sie nicht als Stiefkind zu behandeln. Nicht darf man die Anlagen zu dieser Kunst, die gar nicht so selten sind als geglaubt wird, wild aufwachsen lassen. Man pflege diese Anlagen. Sie werden die Pflege reichlich lohnen. Schon in der Zeit, daß sie ihnen zu teil wird, werden sie zahlreiche Blüten der Freude und Früchte des Nutzens ansetzen. Und wenn aus den Anlagen erst Fähigkeiten geworden sind, dann wird der glückliche Besitzer derselben wohl immer Gelegenheit haben, sie anzuwenden, sei es in seinem Beruf oder zur Erfrischung seines Geistes oder zum Besten anderer.

Ein neuer französischer Faust.

von

F. W.

Pater peccavi! Ich nehme jede Kezerei zurück, die ich jemals gegen den zweiten Teil von Goethes Faust verübt habe. Helena ist lebendig, Euphorion ist menschlich, die klassische Walpurgisnacht ist klar, alles ist frisch und sonnige Dichtung, alles erscheint schlicht und schön wie ein Volkslied, wenn man eben den neuesten, hochgebildeten Faust gelesen hat, von welchem die französische Idealpoesie entbunden worden ist. Auguste Bacquerie heißt der Vater, „Futura“ hat er sein Kind genannt, und bei Calmann Lévy in Paris sind kräftig gedruckte Abzüge für eine größere Summe zu haben. Ich fürchte, es werden nicht viele Exemplare davon nach Deutschland kommen.

Wir haben nun einmal den ersten Teil des Faust in unzähligen Ausgaben, wir haben überdies den zweiten Teil von Goethe und den dritten Teil von Wischer, der vierte Teil von Bacquerie enthält weder die Poesie des ersten, noch die Weisheit des zweiten Teils und kann sich in seiner unfehlbaren Komik durchaus nicht mit den Wirkungen von Wischers Übermut messen. Als Dichter ist Bacquerie fast durchaus spaßhaft; als Denker ist er aber so edel, so überzeugt, daß es fast schmerzhaft ist, ihn langweilig finden zu müssen. Der freie Gedanke hat wirklich Unglück: die jüngste Dichtergeneration glaubt ganz und gar ohne Gedanken auskommen zu können, der freie Gedanke trauerte um seine Sängler, da griff Auguste Bacquerie in die Saiten und der Gedanke mußte unter Thränen lächeln. Der französische Witz hat eine Gestalt erfunden, welche in der deutschen Litteratur fehlt: Mr. Prud'homme, den Philister, der mit hochtrabenden Worten Trivialitäten sagt und durch die gebildete Sprache auch dann komisch wirkt, wenn er recht hat. Herr Bacquerie ist Mr. Prud'homme in Versen.

Mit dem zweiten Teil des Faust berührt sich Futura auch litterarhistorisch. In eben den Jahren, da Goethe sein Greisemwerk vollendete, ordnete, paginierte oder heftete, brachte in Frankreich Victor Hugo einen neuen Geschmack zu Ehr und Sieg. Hatten wir im Laufe der Jahrhunderte manche schlechte litterarische Mode aus Frankreich herübernehmen müssen, so rächten wir uns damals, indem wir den Nachbarn unsere Romantik schenkten. Sie nahm drüben entsetzliche Formen an, als der geistreiche und sprachgewaltige Hugo mit ihr vereint Lyrik, Dramen und philosophische Dichtungen in die Welt setzte. Alle Leistungen, alle Erfolge der Weltlitteratur sollten überboten werden; und wenn die Poesie allein dafür nicht stark genug war, so setzte man seine Hoffnung auf einen ganz unmöglichen Reim oder auf sonst eine litterarische Attrappe. Der Gründer dieser Schule blieb ihr erfolgreichster Schriftsteller. Würdevoll wie ein Theaterkönig, gelenkig wie ein Cirkusclown und beifallslüstern wie beide hat Victor Hugo etwa fünfzig Jahre lang in Frankreich für einen großen Dichter gegolten, weil er mit verschwenderischer Hand vergoldete hohle Nüsse in die Menge warf. Für seine zugespitzten Antithesen, für seine halbgelehrte legende des siecles, für seine Kletterstangen-Poesie wurde er von hoch und niedrig verehrt, bis Zola ihm die furchtbare Schmeichelei an den Kopf warf, Hugo sei der Großvater der gegenwärtigen Litteratur. Aber Victor Hugo ist weder an diesem vortrefflichen Witzwort, noch an seiner überspannten Zeichenfeier völlig gestorben; er hat bloß seinen Geist aufgegeben und lebt ohne ihn in Auguste Bacquerie fort.

Uns geht die neueste Schöpfung der seligen französischen Romantik nur deshalb etwas an, weil unser Faust da endlich seine scheinbar unverwundliche Lebenskraft eingebüßt hat. Seit mehr als hundert Jahren haben in Deutschland Dichter und solche, die es werden wollten, die Faustsage vergewaltigt; sie ist immer üppiger und frischer aus den starken und schwachen Umarmungen hervorgegangen. Heinrich Heine hat die Faustsage zu einem Ballett prostituiert, und sie ist groß und schön geblieben. Da machte Bacquerie aus ihr ein philosophisches Drama, und sie wurde ein thörichtes Ballett. Das Berliner Victoria-Theater sei ausdrücklich auf Futura aufmerksam gemacht. Der Titel ist vorzüglich, und wenn fünfhundert Ballettmädchen gleichzeitig ihre Beine zeigen werden, wird man auf die Albernheiten, welche Faust redet, nicht achten. Schon mancher gewaltige Faust hat beim Ballett seinen Verstand verloren; vielleicht verliert der Faust des Bacquerie dort seine Dummheit.

Und das Victoria-Theater wird gut daran thun, das Ballett Futura zu irgend einem Jubiläum der Buchdruckerkunst zum erstenmal anzukündigen. Denn dem Philister oder Prud'homme Bacquerie ist unser Faust (nicht etwa für die Sagen-geschichte, sondern für den symbolischen Gebrauch) identisch mit Faust, dem Geldmann des Gutenberg, dem Mainzer Bürger, der die große Erfindung damals „gegründet“ hat. Da haben sich Lessing, Goethe und Lenau das Herz zerfleischt, um dem

Faust in ihrem Innern ans Licht zu helfen; da haben sich hundert Gelehrte über die Gestalt der Dichter den Kopf zerbrochen, Prud'homme aber tritt vergnügt vor und jagt zuversichtlich: Unsinn! Faust bedeutet die Erfindung der Buchdruckerkunst und in weiterer Folge die Verallgemeinerung der Bildung. Nun wissen wir's.

Futura beginnt als ein richtiges Faustdrama mit einem Prolog, der aber weder im Himmel noch auf dem Theater spielt, sondern in den Ruinen der Bibliothek von Alexandria. In dem dort sucht Faust (den Bacquerie überhaupt mit Wagner verwechselt) die schöne Helena. Die schöne Frau spricht mir schon bei Goethe zu „süßvoll“ griechisch, bei Bacquerie spricht sie aber spanisch. Sie ist nämlich die antike Poesie und Philosophie, oder ungefähr so etwas, und Faust will sie heiraten, d. h. er will die klassischen Werke des Altertums durch typographische Bervielfältigung zum Gemeingut der ganzen Welt machen. Der Soldat, d. h. der Krieg und die Tyrannei, tritt ihm in den Weg und will ihn an der Wiedererweckung der antiken Schönheit hindern. Dem geiztückten Degen des Kriegers wirft Faust aber eine Handvoll Letten entgegen, was ihm seltsamerweise das Leben rettet. Die Geister von Niob, Aeschylus, Virgil, Aep, Juvenal, Plato und Lucretius, eine nicht üble Gesellschaft, feiern ihren — Drucker. Faust aber will nicht nur konservieren, er will auch schaffen. Was? Die Zukunft, erwidert Prud'homme.

Sei der Himmel dagegen, oder sei es ihm recht,
Ich zeuge das künftige Menschengeschlecht.

Er nimmt also nach dem Vorbild des Faust im zweiten Teil Helena zur Frau.

Aus der Verbindung der Buchdruckerkunst mit der Antike sollten eigentlich nur kleine Ghevir-Ausgaben hervorgehen; aber Faust und Helena haben im ersten Akte eine erwachsene Tochter, welche Futura heißt, was sich ja im Deutschen glücklicherweise mit „die Zukunft“ wiedergeben läßt. Futura agitiert sehr lebhaft für den allgemeinen und zwangszweien Volksschulunterricht; in entsetzlichen Versen und Reimen wird nachgewiesen, daß jeder Vater verpflichtet sei, sein Kind lesen und schreiben lernen zu lassen, genau so, wie er es nicht leiblich verhungern lassen dürfe. Die Volksschule wird in großartiger Ausdehnung errichtet, Niob, Shakespeare, Homer und Rabelais zu Volksschullehrern gemacht. Natürlich halten das die Kleinen nicht aus, und ein Kind läuft deklamierend hinter die Schule. „Ich soll lesen lernen — zur Hilfe!“ Ein Wanderer zieht vorüber, und das Kind will ihn begleiten. Der Wanderer aber ist Mr. Prud'homme und belehrt das Kind darüber, daß Lesen schöner sei als Reiten. Darauf macht das Kind sich über einen tauben alten Mann lustig. Der ist aber wieder Mr. Prud'homme; er kann lesen, und erst wer nicht lesen kann, ist taub. Dann erscheint noch der alte blinde Homer auf der Bildfläche und redet in der Sprache Futuras, also spanisch oder Volapük. In der Schlusscene des ersten Aktes erklärt Futura auf Grund von Schopenhauers Ethik, daß sie alle Leiden der Welt mitempfinde.

Feiern will ich den Tag als Tag der Geburt,
Wann die allerletzte Thräne getrocknet wird.*

Aber es stehen ihrem Wohlwollen noch schwere Kränkungen bevor.

Der zweite Akt enthält so kräftige Worte gegen die Schrecken des Krieges und gegen die Herrschucht der Pfaffen, daß es wirklich schwer wird, den Verfasser dafür nicht zu loben; aber wenn ich auch alte Wahrheiten liebe, so liebe ich die Wahrheit mehr und muß sagen, daß Bacquerie auch dann nicht einmal Dichter ist, wenn er zehnmal recht hat. Der Soldat aus dem Prolog ist Imperator geworden. Unter Führung des Faust machen die Volksschüler Revolution. Da begiebt sich folgende Allegorie. Die Rebellen schießen nicht mit Kugeln, sondern mit Let-

* Ich habe mich bemüht, die Schlagkraft der Bacquerie'schen Reime in meiner Uebersetzung wiederzugeben, muß aber eingestehen, daß die komische Wirkung im Original nirgends beabsichtigt ist.

tern. Die Buchstaben dringen ohne zu verwunden in die Köpfe der Soldaten und erzeugen da eine solche Veränderung, daß die Mannschaft nachher die Barrikade zu stürmen sich weigert. Die Armee des Imperators flieht, und die Rebellen unter Anführung der jungfräulichen Futura, welche übrigens „in einem Buche lesend“ vor ihnen herzieht, sind im Begriffe zu siegen. Da schließt die Kirche mit dem Imperator einen Pakt und liefert ihm Futura aus, die Zukunft des Volkes. Der Imperator will die Tochter des Faust etwa so behandeln, wie der englische Feldherr in Voltaires Pucelle die Jungfrau von Orleans; aber Bacquerie hat von Voltaire leider nur die Tendenz geerbt, nicht auch das Genie. Faust erscheint, befreit Futura und nimmt den Imperator gefangen. Ganz leise klingen auch hier noch Worte von Goethe mit.

Im dritten Akte verteidigt Faust in gewohnter Weise die republikanischen Einrichtungen Frankreichs und wendet sich mit einigen unverständlichen Allegorien einerseits gegen die Censur, andererseits gegen die Intoleranz der Radikalen. Erst im vierten Akte erreicht das Werk seine Höhe. In großen Scenen verateten hier und da sparsame satirische Einfälle, daß der Verfasser geistreiche Augenblicke haben kann; aber jedesmal wird der Eindruck wieder vollständig verdrorben, sobald Faust vortritt und in seiner schwergereimten Prosa zu salbaldern anfängt. Der ganze Akt ist ein fünfzig Seiten langes Epigramm gegen die Todesstrafe. Der besiegte Imperator wird zum Schafott verurteilt, während Faust, als sein Verteidiger verkleidet, kindliche Argumente gegen die Strafbarkeit der Verbrechen vorbringt. Unser ganzes Strafrecht wird dann nicht übel parodiert, da Faust als Arzt eines öffentlichen Krankenhauses seinen Patienten anstatt der alten Rezepte nur Strafen für ihre Leiden diktiert. Auch die Erklärung dieses Witzes fällt diesmal nicht in den gewohnten Ton zurück. Man könnte Faust beinahe für einen geistreichen Menschen halten, wenn er nicht gleich darauf wieder sein altes Lied anstimmen wollte. In einer bewegten Scene, deren sämtliche gute Figuren und Einfälle dem großen Borräte Victor Hugos entnommen sind, wird der Pöbel verspottet, der blutig die Hinrichtung des Imperators erwartet. Das geht soweit recht gut, bis Faust in einer neuen Verkleidung auftritt und eine seiner grausamsten Reden hält, eine Rede im Kurialstil mit Worten von solcher Prosa, daß die Keime sich sträuben. Die fünf Seiten lange Tirade endigt in den schönen Gedanken:

Das Weil ist mir des Schwertes Freund und Bruder,
Sie mögen beide gerne tote Luder.
Das Schwert begnügt sich mit der Quantität,
Das Weil ist ein Gourmet und hält auf Qualität.

Der Akt schließt jedoch, um die Handlung vorwärts zu bringen, damit, daß Futura als prinzipielle Gegnerin der Todesstrafe dem Imperator das Leben rettet.

Im fünften und letzten Akte wird zuerst der Weltfriede hergestellt, dann der Greuel der Stierkämpfe abgeschafft, und endlich, nach einer recht geistreichen religionsphilosophischen Episode, das Schicksal von Futura weiter erzählt. Die Kreuzabnahme, welche das religiöse Gefühl gegen die historischen Kirchen verteidigt, erinnert an die besten Paradoxe von Hugo; das Weltparlament oder wörtlich „das Parlament der vereinigten Kontinente“, welches den Weltfrieden herstellen soll, zeichnet sich dadurch aus, daß der französische Dichter Elshaf-Lothringen nicht als Abschlagszahlung verlangt und das Deutsche Reich überhaupt kaum merklich schlechter behandelt als die übrigen Länder; leider wirkt auch hier die Naivetät, mit welcher eine parlamentarische Abstimmung an die Stelle eines mörderischen Krieges gesetzt wird, mit der unwiderstehlichen Kraft unfreiwilliger Komik. Ebenso geht es bei der Philippika gegen die Stiergefechte. Hier führt der geopferte Stier das große Wort, und zwar so völlig im Stile Brud'homme, daß ohne Zweifel das biedere Kind nur eine neue Verkleidung für Faust ist. Der Stier, von einem Schicksalsgenossen über die Gemeinheit der Menschen aufgeklärt, ruft aus:

Zeit ist mir alles egal. Doch höret Gott mein Flehn,
So sollst du meine Leiche in pikanter Sauce sehn.

Er hält Wort. Nachdem er und der Matador einander zärtlich „Bruderherz“ genannt haben, tötet der Stier seinen Peiniger. Dann aber fühlt das Tier menschliches Mitleiden. Sein Haß ist gestillt, nur Verachtung wohnt noch in seinem Busen:

Gehet mir den Tod, wie ihr's beim Zeit gewohnt,
Mich treibt es aus der Welt, die ihr bewohnt.

Doch tief ergriffen zerstört das Volk den Cirkus, und der melancholische Stier bleibt leben. Der Dichter kündigt nicht, wann, wo und wie er seine schöne Seele später ausgehaucht.

Man erinnert sich, daß Futura ihren Geburtstag zu feiern versprochen, wenn einst alle Wesen glücklich sein würden. Der Tag scheint angebrochen; an einer Tafel ohne Ende sitzen alle Wesen der Erde und erwarten die Jungfrau. Beiläufig bemerkt, kann es in den Schüsseln nur Gemüse geben, da auch alle Tiere an der Tafel sitzen, und man doch unmöglich Gast und Futter zugleich sein kann; also müssen bis dahin alle Raubtiere Vegetarier geworden sein. Faust erscheint zum letztenmal, um sentimentös mitzuteilen, daß die Menschheit weitere Fortschritte machen müsse; Futura sei schon wieder auf dem Marsch nach noch höherem Ziel. Wir würden auf dem Reich sagen: die Zukunft sei nie gegenwärtig. Und mit einer titanenhaften Albernheit schließt das Stück. Die Menge, welche Fausts Worte nicht versteht, fragt verwundert, wer denn noch beglückt werden solle, da doch alle Wesen eingeladen sind? „Und wir?“ fragen die Sterne zurück. „Und ich?“ fragt die Unendlichkeit. Ein großes Fragezeichen steht ehrlich am Ende des Buches.

Es ist schmerzlich, daß ein Mann, so durchdrungen von den modernsten Bestrebungen, so begeistert für die Ideale der Zukunft, kein Dichter ist und dennoch mit unserer größten Dichtung um die Wette laufen will. In Frankreich halten es die Kritiker, welche nicht dem Naturalismus zugehören, für ihre patriotische Pflicht, das Werk Bacqueries mit unserm Faust zu vergleichen und es als eine bedeutende Erscheinung zu begrüßen. Ich glaube nicht, daß wir vor Bacquerie Angst haben müssen. Nach wie vor werden wir den ersten Teil des Faust lesen, wenn wir nach blühendster Poesie verlangen, den zweiten, wenn uns winterliche Weisheit genügt, und selbst wenn wir lachen wollen, werden wir eher den dritten Teil von Bisher zur Hand nehmen, als die unglückliche „Futura“ von Auguste Bacquerie.

Kleine Kritik.

Eines der geistreichsten, aber zugleich poetisch wertlosesten Dramen von Sardou, der „Nabagas“, ist bei dem Versuche des „Berliner Lessing-Theaters“, es nach beinahe zwanzig Jahren wieder zu beleben, ziemlich strenge abgelehnt worden. Die völlig veraltete, übrigens liebedürftig gearbeitete Intrigue der beiden letzten Akte hat das Schicksal des Abends entschieden. Aber schon vorher wurde bei jeder Gelegenheit die reaktionäre Gesinnung des Autors ausgezückt. Dies hätte aber manches andere kulturfriedliche Wert des witzigen Franzosen mehr verdient, als der vorwiegend politische, aber einzig und allein auf französische Verhältnisse bezügliche „Nabagas“. Sardou hat hier deutlich den Diktator Gambetta parodiert und zwar zu einer Zeit, als Gambetta einer der mächtigsten Männer in Frankreich war. Ob der Satiriker nun im Rechte war, oder ob er als Lobpreiser der guten alten Zeit einen Unschuldigen traf, das könnte uns in Deutschland ganz gleichgültig sein, und wir hätten allen Grund, den Geist des Dramatikers gelten zu lassen. Geist ist im Grunde niemals reaktionär. — Bei der Darstellung fiel es wieder einmal auf, daß die vornehmen Berliner Theater seit einiger Zeit nichts so echt vor die Rampen bringen, wie die Koben und Brillanten fürstlicher Damen.